

# Lehre und Wehre.

Jahrgang 40.

April 1894.

No. 4.

## Der moderne Subordinationismus im Licht der Schrift.

(Fortsetzung.)

Neben solchen Aussagen der Schrift, wie wir sie bisher uns vorgeführt haben, welche das immanente Verhältniß des Sohnes zum Vater beschreiben, finden sich andere, in denen Christus, wie unsere Alten sich ausdrücken, *ratione humanitatis et officii sive οἰκονομίας* von Gott, dem Vater, unterschieden wird. Nach seiner Menschheit ist Christus freilich geringer, als der Vater. Und in seinem Amt und Werk, in dem Werk der Erlösung, welches der menschgewordene Gottessohn hinausgeführt hat, war derselbe allerdings dem Rath und Willen Gottes untergeben. Aber derartige Aussagen, in denen der menschgewordene Gottessohn in seinem Thun und Leiden uns vor Augen gestellt wird, betreffen eben nicht das trinitarische Verhältniß des ewigen Sohnes zum ewigen Vater. Wo aber im Zusammenhang solcher Stellen dieses letztere Verhältniß berührt wird, bestätigt sich nur, was wir hiervon schon erkannt haben, nämlich daß Christus einerseits als der Sohn sein Leben und Wesen vom Vater hat und Alles, seine Werke, auch seine Lehre (Joh. 7, 16.) vom Vater nimmt, andererseits *ὁ θεός* ist und bleibt, Alles aus sich selber ist, hat und thut. Ja, gerade was das Heilswerk Gottes anlangt, erscheint Christus in der Schrift nicht nur als der Executor des Heilswillens Gottes, als der Heilsmittler, sondern auch, weil er wahrhafter Gott ist, zugleich, wie der Vater, als Urheber unsers Heils und unserer Seligkeit.

Schon unsere alten Dogmatiker erkennen die Thatsache an, daß in der Schrift, und gerade auch im Neuen Testament, der Vater am häufigsten Gott genannt wird. Es ist aber ein Trugschluß, wenn man hieraus folgert, daß der Vater „Gott schlechthin“ sei. Daß in den Evangelien, wie in den apostolischen Briefen insonderheit dem Vater der Titel „Gott“, *ὁ θεός*, beigelegt wird, hängt damit zusammen, daß die Apostel vor Allem den Heilsrath und das Heilswerk Gottes beschreiben und Christum den sündigen Menschen als ihren Heiland und Erlöser vorstellen. Christus sagt in den

Evangelien nicht nur von seinem Vater, sondern überhaupt von Gott. Aber Christus war ja auch und ist wahrhaftiger Mensch, ist ganz in der Menschen Gleiche eingegangen, und hat sich daher nicht nur vor den Menschen als Mensch geberdet, sondern auch Gott gegenüber als Mensch gewußt und gefühlt, hat daher in den Tagen seines Fleisches Gebet, Flehen und Thränen Gott geopfert. In den Briefen der Apostel wird in den mannigfaltigsten Redewendungen das Heil und die Gnade des Neuen Testaments auf Gott als Urheber zurückgeführt und als durch Christum uns erworben dargestellt. Da heißt es z. B.: „Gelobt sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum.“ Eph. 1, 3. Oder: „auf daß in allen Dingen Gott gepreiset werde durch Jesum Christ“. 1 Petr. 4, 11. Hier kommt offenbar nicht das ewige Verhältniß des Sohnes zum Vater, sondern Christus, der Gottmensch, als Heilmittler in Betracht, welcher zwischen Gott und den Menschen in der Mitte steht.

Die Schrift bezeugt öfter, daß der Vater den Sohn in die Welt gesandt habe. Christus spricht: „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde.“ Joh. 3, 17. „Es ist der Wahrhaftige, der mich gesandt hat.“ Joh. 7, 28. St. Paulus schreibt: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe.“ Gal. 4, 4. Mit der Sendung des Sohnes in die Welt oder, was dasselbe ist, mit der Menschwerdung des Sohnes Gottes begann die Ausführung des Rathschlusses von unserer Erlösung. Damit trat der ewige Gottessohn in eine neue Seinsweise, in ein neues Amt und Werk, auch in eine neue Beziehung zu Gott ein. Zugleich entsprach es dem persönlichen Unterschied des Sohnes vom Vater, daß der Sohn vom Vater gesandt wurde. Die lutherischen Dogmatiker nennen die *missio filii temporalis* ganz richtig ein *consequens* der *generatio filii aeterna*, ebenso wie sie die *missio spiritus sancti temporalis* als *consequens* der *processio spiritus aeterna* bezeichnen. Diese Sendung des Sohnes ist aber ebenso wenig, wie die ewige Zeugung, Beweis irgend welcher Superiorität des Vaters über den Sohn qua Sohn. Sie ist nicht *per imperium* geschehen, sondern, wie Quenstedt treffend bemerkt, *per voluntatis suae liberrimum consensum*. Christus zeugt von sich selber: „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt.“ Joh. 16, 28. „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene“ *ic.* Matth. 20, 28. Und der Apostel bezeugt, „daß Christus Jesus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen“. 1 Tim. 1, 15. Der Sohn Gottes ist also, wie nach des Vaters Rath und Willen, so aus eigenstem Antriebe und Entschluß in die Welt gekommen, um die Welt zu erlösen.

Der menschgewordene Gottessohn hat dann freilich im Stand der Erniedrigung als ein treuer Knecht (Jes. 53) Gott gedient, hat das Gebot er-



füllt, das er von seinem Vater empfangen hatte, Joh. 10, 18. 14, 31., hat seinen Willen dem Willen des Vaters untergeordnet, Matth. 26, 39., war Gott gehorsam bis zum Tod am Kreuz, Phil. 2, 8. Aber auch bei diesem Dienst und Gehorsam, bei dieser Unterordnung, welche aus der Erniedrigung resultirte und die Erlösung der Menschen zum Zweck hatte, behauptete Christus seine volle göttliche Souveränität. Er erniedrigte und entäußerte sich selbst. Phil. 2, 5. Er hat nach seinem eigenen Willen, aus eigener Machtvollkommenheit sein Leben in den Tod gegeben. „Ich habe es Macht zu lassen, und habe es Macht wieder zu nehmen.“ Joh. 10, 18.

Wenn man den angegebenen Unterschied sich stets gegenwärtig hält, wenn man bedenkt, daß es doch ein ganz anderes Ding ist, ob etwas von Christo, dem ewigen Gottessohn, oder von dem Menschen Jesus, der sich im Stand der Erniedrigung befindet und durch freiwillige Armuth und Selbsterniedrigung den Menschen das Heil erwirbt, ausgesagt wird, so bereiten auch folgende Schriftstellen, mit denen alte und neue Subordinationaner mit Vorliebe operiren, keine erhebliche Schwierigkeiten.

Ein Wort der Schrift, auf welches schon die alten Arianer und Semiarianer den Athanasianern gegenüber pochten und trogten, ist der Ausspruch Christi Marc. 13, 32.: „Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater (εἰ μὴ ὁ πατήρ).“ Wie? Wird hier ein Unterschied zwischen dem Vater und dem ewigen Sohn hinsichtlich der göttlichen Allwissenheit gelehrt? Muß man hiernach einräumen, daß die Gottheit des Vaters der Gottheit des Sohnes wenigstens in dem Einen Stück überlegen sei, daß nur Gott der Vater, nicht aber Gott der Sohn von dem jüngsten Tage weiß? Man hat sich hier von Alters her auf verschiedene Weise zu helfen gesucht. Ambrosius meint, die Worte „auch der Sohn nicht“ seien interpolirt, von den Arianern in den Text eingeschoben. Aber alle alten Codices bieten obige Lesart, die also satzsam verbürgt ist. Andere alte Ausleger glossiren die Worte in folgender Weise: Filius novit sibi, nescit nobis. Das heißt aber dem Text Gewalt anthun. Die meisten papistischen Theologen deuten den Spruch Christi dahin, Christus habe den jüngsten Tag wohl gewußt, und nur so gesagt, er wisse nichts darum, habe aus heilsamen Gründen seinen Jüngern sein Wissen verheimlicht. Das ist auch eine schlechte Ausflucht, die zudem Christo eine Unwahrheit aufbürdet. Nein, Christus spricht mit klaren, dünnen Worten sich selbst die Kenntniß des jüngsten Tages ab. Die schon unter den alten Lehrvätern verbreitetste und dann von sämmtlichen lutherischen Dogmatikern adoptirte, also die eigentlich kirchliche Auffassung der klaren Worte Christi ist die, Christus habe als Mensch im Stande der Erniedrigung den jüngsten Tag nicht gewußt, habe in diesem Stück auf den Gebrauch seiner Allwissenheit verzichtet. Und diese Fassung ist kein bloßer Nothbehelf, sondern entspricht sowohl dem Text, als dem Context.

Christus spricht: „Von dem Tag aber und der Stunde weiß Niemand“, kein Mensch weiß darum. Er fährt fort: „auch die Engel nicht im Himmel“, auch die heiligen Engel, die höheren Geschöpfe, welche die Menschen an Weisheit überragen, wissen nicht, an welchem Tag, zu welcher Stunde das Ende der Welt eintreten wird. Und schließlich heißt es: „auch der Sohn nicht“, und dann folgt der Gegensatz: „sondern allein der Vater“. Hier schließt sich offenbar Christus mit allen Menschen, ja mit allen Creaturen, natürlich den vernünftigen Creaturen, denen überhaupt ein Wissen eignet, in Eine Kategorie zusammen, wie dies die Satzverbindung *οὐδὲς — οὐδὲς — οὐδὲς* anzeigt, und stellt sich sammt allen vernünftigen Creaturen in Gegensatz zu dem Vater. Keine Creatur, und wäre es die höchste und edelste, weiß um jenen Tag, den kennt nur der Vater. Also aus seinem menschlichen, creatürlichen Bewußtsein heraus, als Mensch redet der Herr diese Worte. Er ist Mensch unter Menschen und hat so auch an jenem menschlichen Nichtwissen, das allen Menschen, ja Menschen und Engeln gemein ist, Antheil. Der Vater, dem nichts, auch der jüngste Tag nicht, verborgen ist, steht hier im Gegensatz, nicht zu dem Sohn, der aus ihm geboren und seines Wesens ist, sondern zu der gesammten Creatur, in die auch der Sohn seit seiner Menschwerdung und eben nach seiner menschlichen Natur hineingehört. Wir müssen aber, um dies recht zu verstehen, sofort auch auf den Stand der Erniedrigung, in welchem sich Christus befand, als er diese Worte redete, reflectiren. Gerade auch jenes Nichtwissen bezeichnet einen Unterschied des Standes der Erniedrigung von dem Stand der Erhöhung. Als die Jünger dem erhöhten Christus, der sich zur Himmelfahrt anschickte, die Frage vorlegten: „Herr, wirst du auf diese Zeit wieder aufrichten das Reich Israel?“ also nach Tag und Stunde fragen, da erwiderte derselbe nicht, daß er selbst das nicht wisse, sondern sprach vielmehr: „Es gebühret euch nicht zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat.“ Apost. 1, 7. Er verweigerte ihnen damit absichtlich eine Offenbarung, die ihnen nicht zukam, ihnen nicht heilsam gewesen wäre, die er ihnen aber wohl hätte geben können. Der Vater weiß gar wohl Zeit und Stunde, da Gottes Reich in Macht und Herrlichkeit offenbart werden soll, auch der Sohn weiß jetzt darum, aber er will seinen Jüngern, ihnen zu Liebe, nicht das zu wissen thun, was er weiß und sein Vater weiß. Das Nichtwissen des jüngsten Tages war also nicht überhaupt ein Characteristicum der menschlichen Natur Christi, sondern gehörte zu den menschlichen Schwachheiten, welche Christus mit seiner Erhöhung, mit der Verherrlichung seiner menschlichen Natur abgelegt hat. Dies ist aber wiederum nicht so zu verstehen, als hätte Christus mit seiner Menschwerdung für die Zeit seines Erdenwandels, wie die heutigen Kenotiker wähnen, seine göttliche Allwissenheit, wie auch seine göttliche Allmacht, ganz abgelegt. Nein, in Christo wohnte, seit er das Fleisch der Menschenkinder angenommen, die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig, in seinem Leib, in seiner Menschheit waren auch



von Anfang an alle Schätze der Weisheit verborgen. Die Evangelien sind voll von Zeugnissen der Allwissenheit des Menschen Jesus. In eben der Rede, deren letztem Abschnitte der in Rede stehende Spruch Christi angehört, Marc. 13, hat der Herr, indem er das Ende Jerusalems und das Ende der Welt und alle Anzeichen seiner Zukunft auf das Genauste prophezeite, seine Allwissenheit glänzend dargethan. Aber was diesen Einen Punkt, Zeit, Tag und Stunde seiner Wiederkunft anlangt, hat er die Strahlen seiner Allwissenheit zurückgezogen, aus seinem menschlichen Bewußtsein zurückgezogen, und hat der menschlichen Schwachheit, der menschlichen Beschränkung des Wissens, Raum gegeben, er selber, freiwillig, hat sich selbst geäußert, den Menschen zu Liebe, auf deren Heil er es mit seiner Menschwerdung und Erniedrigung abgesehen hatte. Jesus hat wirklich, da er so redete, von dem Tage nichts gewußt, aber eben deshalb, weil er, der sonst Alles wußte, das nicht wissen wollte, er hat in diesem Stück auf Brauch und Ausübung seiner göttlichen Allwissenheit verzichtet, uns Menschen, seinen Brüdern zu Gute. Der ganze Zusammenhang der Rede weist auf den heilsamen Zweck dieses Nichtwissens Jesu hin. Die große Weissagung des Herrn von dem Ende Marc. 13 läuft in eine ernste, dringliche Vermahnung aus, die Jesus an seine Jünger richtet, in die Mahnung, zu wachen und zu beten und sich auf seine Zukunft zu bereiten. Gleich im folgenden Vers, B. 33., heißt es: „Sehet zu, wachet und betet! Denn ihr wisset nicht, wann es Zeit ist.“ Es würde dem Wachen und Beten nicht förderlich sein, wenn die Jünger des Herrn genau wüßten, an welchem Tage der Herr wiederkommt. Es ist keine Heilsbegier, sondern Borwitz und Neugier, und es hat schlimme Folgen, wenn die Jünger Jesu durchaus Tag und Stunde erkunden wollen. Unter solchem Grübeln und Suchen erschlappt der Glaube und der Eifer der Heiligung. Das beweist z. B. das Exempel der Christen in Thessalonich. Und nun thut der Herr seinen Brüdern, um ihnen diesen gefährlichen Weg zu verstellen, um sie von der unlautern Begier, die Tag und Stunde erforschen will, zu heilen, die Liebe an und läßt sich zu ihrer Schwachheit und Unwissenheit herab und legt selbst gleichsam eine Decke über sein Angesicht, daß er den jüngsten Tag nicht sieht. Wie könnten wir jetzt noch um Tag und Stunde uns bemühen, nachdem unser Herr und Meister auf solches Wissen Verzicht geleistet hat! Cyrill bemerkt treffend: *Oportet misericordiam Dei verbi admirari, quod non recusaverit propter nos ad tantam humilitatem descendere, ut omnia nostra et ipsam etiam ignorantiam humanam susciperet.* Der Ausspruch Christi Marc. 13, 32. betrifft demnach die Heilsökonomie, es handelt sich hier um das, was des Menschen Sohn in den Tagen seiner Niedrigkeit um unsertwillen gethan, gelitten, auf sich genommen hat, nicht um seine wesentliche Gottheit, nicht um das Verhältniß des eingeborenen Sohnes zum Vater.

Der hier gegebenen Auslegung der Worte Christi steht nicht entgegen, daß Christus sich *ὁ υἱός*, „den Sohn“ nennt. Das heißt ja freilich nicht

des Menschen Sohn, sondern Gottes Sohn. Aber der Satz, daß der Sohn Gottes den jüngsten Tag nicht weiß, schließt nicht in sich, daß Christus als Sohn Gottes das nicht gewußt habe. Es ist eine gebräuchliche Redeweise der Schrift, daß von dem „Sohn Gottes“ auch das prädicirt wird, was an sich der menschlichen Natur Christi zukommt. Dieses Subject „Sohn Gottes“ ist oft, wie auch der Name „Menschensohn“ oder „Christus“, Bezeichnung der ganzen Person, des Gottmenschen, und dieser einheitlichen Person werden, sie mag nun so oder so benannt sein, sowohl Idiome der göttlichen, wie der menschlichen Natur zugeschrieben, und es ergibt sich jedesmal aus dem Zusammenhang, ob Christus nach seiner göttlichen oder nach seiner menschlichen Natur das oder das gethan oder gelitten hat. Wenn von Christo, dem Sohn Gottes, menschliches Thun und Leiden ausgesagt wird, so ist die Meinung, daß diese ganze Person, der *θεάνθρωπος*, das thut und leidet, daß der Sohn Gottes, der Logos, die menschlichen Eigenthümlichkeiten und Schwachheiten sich zugeeignet, das menschliche Thun und Leiden, wie man sagt, appropriative zu seinem eigenen Thun und Leiden gemacht habe. So heißt es Apost. 20, 28., daß Gott die Gemeinde durch sein eigen Blut erworben habe. Christus hat sein Blut vergossen, hat gelitten, ist gestorben, und zwar nur nach seiner menschlichen Natur. Die Gottheit ist des Leidens und Sterbens unfähig. Aber der Sohn Gottes, der Logos, hat dieses Leiden und Sterben sich vindicirt, es ist wirklich und wahrhaftig das Leiden und Sterben, das Blut des Sohnes Gottes, Gott selbst ist todt, und eben darum, weil die ganze, volle Gottheit in der Wagschale liegt, ist dies Leiden und Sterben kräftig zu unserer Erlösung. Ebenso verhält es sich mit der Aussage, daß der Sohn Gottes den jüngsten Tag nicht gewußt habe. Dieses Nichtwissen ist eine Schwachheit seiner menschlichen Natur, aber der Sohn Gottes, das Wort hat sich auch dieses Nichtwissen zugeeignet. Und eben hierauf liegt in unserer Stelle der Nachdruck, das ist die anbetungswürdige Barmherzigkeit Gottes, daß der ewige Gottessohn, welcher seine Allwissenheit nun und nimmer und in keiner Beziehung verleugnen kann, sich um unsertwillen so tief herabgelassen und sammt allen andern menschlichen Schwächen auch diese Schwachheit, die menschliche Unwissenheit an und auf sich genommen hat.

Die Schwierigkeit liegt nicht in den Worten Christi. Die sind nach dem Zusammenhang klar und deutlich. Erst wenn wir die klare Aussage Christi der Vernunft einigermaßen plausibel zu machen versuchen, stoßen wir auf Schwierigkeiten, und zwar unüberwindliche Schwierigkeiten. Es ist ein unergründliches Geheimniß, daß Christus, der als Gott immer Alles wußte, als Mensch in Niedrigkeit von dem jüngsten Tag nichts wußte. Wir können es schlechterdings nicht begreifen, wie göttliche Allwissenheit und theilweises Nichtwissen in Eine Person zusammenfallen kann, wie es möglich ist, daß Christus nicht nur auf den Gebrauch seiner Allmacht, sondern auch, wenn es ihm gut dünkte, auf den Gebrauch seiner Allwissenheit Ver-



nicht geleistet habe. Wenn man auf gemein menschliche Analoga hinweist, wenn man z. B. daran erinnert, daß auch der Mensch, ein Gelehrter Manches wohl primo actu, aber nicht secundo actu wisse, will sagen, daß viele Dinge, die er gelernt hat, in seinem Geiste angesammelt sind, ohne daß er Alles, was er weiß, immer gegenwärtig hat, daß er immer erst durch einen Willensact je nach Bedarf dieses oder jenes aus der verborgenen Vorrathskammer hervorholen und in sein Bewußtsein zurückführen muß, so wird damit höchstens die Möglichkeit eines latenten, ruhenden Wissens, welches indeß immerhin kein Nichtwissen ist, dargethan, nun und nimmer aber das Geheimniß der allezeit wirksamen Allwissenheit des Logos und des gleichzeitigen theilweisen Nichtwissens des Menschen Jesu unserm Denken und Begreifen näher geführt. Dieses Geheimniß fällt jedoch mit dem Geheimniß der Person Christi überhaupt zusammen. Wenn wir erst darangehen, das Geheimniß Christi mit dem Verstand zu seciren, und von dem Gottmenschen uns eine einheitliche Vorstellung zu machen versuchen, dann haben wir bald die wahre Menschheit oder die wahre Gottheit und schließlich beides verloren.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Ausspruch Christi Joh. 14, 28.: „Der Vater ist größer denn ich“, aus welchem schon ältere Subordinationaner den Schluß zogen: Ergo Christus non est supremus Deus. Auch hier hat Christus nicht seine göttliche Natur im Auge, sondern seine menschliche Natur im Stand der Erniedrigung. Der Zusammenhang der Rede läßt über den rechten Verstand dieser Worte keinen Zweifel. Es heißt B. 27. und 28.: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch. Hättet ihr mich lieb, so würdet ihr euch freuen, daß ich gesagt habe: Ich gehe zum Vater. Denn der Vater ist größer denn ich.“ Der HErr hatte seinen Jüngern von seinem Hingang zum Vater gesagt. Er schickte sich jetzt an, durch Leiden, Sterben, Auferstehen zum Vater zu gehen. Diese Rede hatte die Herzen der Jünger mit Trauern erfüllt, ja mit Furcht und Schrecken. So wollte also ihr HErr und Meister sie verlassen? So sollten sie nun ohne ihn in der Welt bleiben und allein der Feindschaft der Welt Stand halten? Da tröstet denn der HErr seine Jünger und zeigt ihnen, daß sein Hingang zum Vater für sie keine Ursache zu Furcht, Schrecken, Trauer sei, vielmehr eine Ursache zur Freude, und zwar darum, weil der Vater, zu dem er gehe, größer sei, als er. Der Hingang zu dem größeren Vater ist zunächst für ihn selbst ein erfreuliches Ereigniß. Hätten seine Jünger ihn lieb, so würden sie sich freuen, daß er jetzt zum Vater gehe, würden ihm dieses Glück gönnen. Nur in dem Fall aber bringt der Hingang zu dem größeren Vater ihm selbst Glück und Gewinn, wenn die Größe des Vaters ihm selbst zu Gute kommt. Christus geht zum Vater, der größer ist, als er, und nimmt damit Theil an der Größe des Vaters. Er tritt mit seinem Hingang zum Vater in den vollen Gebrauch der göttlichen Macht

und Majestät ein, natürlich hinsichtlich seiner menschlichen Natur, indem ja eben sein Hingang, sein menschliches Leiden, Sterben, Auferstehen ihm zur Größe des Vaters verhilft. Und was für ihn selbst Glück und Gewinn ist, das ist zugleich für die Jünger Jesu eine Ursache hoher Freude. Nachdem Christus zu dem größeren Vater hingegangen, will er wieder zu ihnen kommen, aber nicht sichtbar, in geringer Gestalt, sondern als der zum Vater Hingegangene, in der Größe seines Vaters. Als der Erhöhte will und wird er seine Gläubigen auf Erden mit seiner Allgegenwart umschirmen, mit seinem kräftigen Arm schützen und bewahren, und er wird und kann sie dann besser und kräftiger schützen und bewahren, als jetzt, da er in Armuth und Niedrigkeit bei seinen Jüngern weilt. Aus diesem Zusammenhang der Rede erhellt zur Genüge, daß Christus mit den Worten: „Der Vater ist größer denn ich“ den geringen Stand seines Erdenlebens kennzeichnet, der mit seinem Hingang zum Vater ein Ende nimmt. Nichts liegt dem Zusammenhang ferner, als der Gedanke, daß der Sohn in einem geringeren Grad und Maß Gott sei, als der Vater.

Auch den Besseren unter den neueren Exegeten ist dieser rechte Sinn und Verstand der Worte Christi nicht entgangen. Hengstenberg schreibt: „Daß der Vater größer ist als Jesus, läßt nur dann seinen Weggang zum Vater erfreulich erscheinen, wenn Christus durch denselben in die Gemeinschaft der Herrlichkeit des Vaters aufgenommen wird, vgl. E. 17, 5. S. a. a.: Denn wenn ich beim Vater bin, so werde ich größer sein als ich jetzt bin. Daraus erhellt, daß Christus hier nicht nach seinem ursprünglichen Wesen dem Vater entgegengestellt wird, auch nicht nach seiner menschlichen Natur im Allgemeinen, denn diese wurde mit (?) zur Rechten des Vaters erhöht, hier aber ist von einem Stand die Rede, welcher durch den Hingang zum Vater abgelegt wird, sondern nach seiner ganzen empirischen Persönlichkeit, der in's Fleisch gekommene, in Knechtsgestalt erschienene Christus, wie er damals lebte und lebte. Die Arianer hatten so wenig Recht, diese Stelle in ihrem Interesse zu gebrauchen, daß vielmehr die hier gelehrt Aufnahme Christi in die volle Herrlichkeit des Vaters zur Widerlegung ihrer Irrlehre dient. Die Gleichheit der Herrlichkeit hat die Gleichheit des Wesens zur Voraussetzung.“ „Nur ein solches Größersein des Vaters kann gemeint sein, was mit dem Gehen Christi zum Vater ein Ende nahm. Erklärungen, wie die ‚Gott kann euch besser schützen, wie meine irdische Gegenwart‘ oder ‚der Vater ist ein mächtigerer Schutz‘ scheitern daran, daß das Gehen zum Vater zunächst als ein erfreuliches Ereigniß für Christum selbst dargestellt wird.“ Keil bemerkt: „Das Größersein des Vaters kann aber den Jüngern nur in dem Falle Anlaß zur Freude sein, wenn Jesus durch seinen Hingang zum Vater in die Theilnahme an der Größe des Vaters gelangt.“ „Wenn Jesus im Vergleich seiner zeitlichen Erniedrigung (Phil. 2, 8.) mit der Machtstellung des Vaters im Himmel den Vater größer nennt, so lehrt dieser Ausspruch weder eine wesentliche Unter-



ordnung des Sohnes unter den Vater (Lücke), noch eine ewige Kenosis innerhalb der Trinität (Liebner).“

Wir erinnern schließlich noch an die Auslegung, die Luther von der vorliegenden Stelle gibt: „Zum Vater gehen, heißt nichts Anderes, denn aus diesem sterblichen Leben (darin ich habe dem Vater und euch gedient, geniedrigt unter alle Menschen), das ist aus dem Jammerthal und Gefängniß gegangen in das herrliche himmlische Schloß, und ewige göttliche Wohnung, da ich regieren werde zur Rechten des Vaters, und ein Herr sein über Alles, was im Himmel und auf Erden ist, welches ich nicht kann thun in diesem Diensthause und knechtlichen Wesen; ich muß zuvor meinen Dienst ausrichten und mein Leben daran setzen. . . . Das sollte euer Trost und Freude sein, und sollet's beide, mir und euch, gerne gönnen, wenn ihr's verstandet, und mich vollkommenlich lieb hättet, wie ihr hernach lernen werdet. . . . Deß setzet er nun Ursache und spricht: ‚Denn der Vater ist größer denn ich.‘ Als wollte er sagen: Das soll euch ein großer Trost sein, daß ich komme in das große Reich meines Vaters, da ich werde regieren, gleich dem Vater, in ewiger Herrschaft über alle Creaturen u. . . . Aber dieser Spruch, wiewohl er einsältig geredet ist, hat müssen herhalten den Kezern, so die Gottheit Christi leugneten, und haben sich wohl darüber zerdehnet. Denn sie liefen damit hart wider die Christen, und sprachen: Da hörest du des HErrn eigen Wort, daß er sagt, der Vater sei größer denn er. Ist nun der Vater größer, so ist ihm ja Christus nicht gleich; darum kann er nicht gleicher, ewiger Gott sein mit ihm. . . . Darum muß man mit Fleiß darauf merken, und dabei bleiben, daß man sehe, wovon Christus redet; so kann man auch die Sprache verstehen, was das heiße, größer sein. . . . Nun siehest du, daß allhier nicht davon gehandelt und geredet wird, wie Christus Gott oder Mensch, oder was seine Natur und Wesen sei, ob er demselben nach größer oder kleiner sei denn der Vater, sondern davon sagt er, daß sie nicht erschrecken sollen, daß er von ihnen weggeht. Und setzt diese Worte zur Ursache: denn er gehe zum Vater. Wie reimt sich das dazu, daß sie sollen unerschrocken sein? Darum liegt es an dem, was es heißt, zum Vater gehen. Nun heißt's ja nicht, von dem Vater geboren sein, sondern es heißt, des Vaters Reich einnehmen, darinnen er dem Vater gleich wird, und in derselben Majestät erkannt und geehrt. Darum gehe ich dahin, spricht er, daß ich größer werde sein, denn ich jetzt bin, nämlich zum Vater. Denn das Reich, das ich einnehmen soll zur Rechten des Vaters, ist über Alles, und ist besser, daß ich aus der Kleinheit und Schwachheit (darin er auf Erden ging, da er leiden und sterben mußte) trete in die Gewalt und Herrschaft, darin der Vater ist und regiert in der allmächtigen Majestät.“ St. Louiser Ausg. VIII, 476—479.

G. St.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Anfänge des Papstthums.

(Fortsetzung.)

An der Via Aurelia, drei Miglien draußen vor der Stadt, lag das Coemeterium Calepodii. Dort wurde Papst Julius bestattet, nachdem er am 12. April 352 gestorben war. Ihm folgte in der Unfehlbarkeit Liberius, ein Papst, der denselben Athanasius, den Julius vertheidigt hatte, preisgegeben und das Bekenntniß, das man in Sardica hochgehoben hatte, fallen gelassen hat.

Zu Arles in Frankreich war 353 eine Synode versammelt. Dieselbe hatte nicht der Bischof von Rom, sondern auf dessen Gesuch der Kaiser Constantius, der seit seines Bruders Constanz Ermordung und des Usurpators Magnentius Niederwerfung Alleinherrscher des Reichs war, einberufen, und diese Synode that dem arianisch gesinnten Kaiser den Gefallen und verdamnte Athanasius. Unter denen aber, welche das Urtheil unterschrieben, war auch des Rombischofs Vertreter Vincentius, Bischof von Capua.

Zwei Jahre später, 355, war zu Mailand wieder Synode, die hatte wieder nicht der Papst, sondern auf inständiges Bitten desselben wieder der Kaiser einberufen, der auch selber an den Verhandlungen derselben theilnahm und nochmals seinen Zweck, eine Verurtheilung des Athanasius, durchsetzte. Diesmal blieben die Abgeordneten des römischen Bischofs, der die Verleugnung seines Vertreters in Arelate schmerzlich beklagt hatte, standhaft, und als nun der Kaiser auch Liberius selber mit Gewalt nach Mailand bringen ließ, um auch ihn zur Verdammung des Athanasius, den schon der ganze Erdkreis gerichtet habe, zu zwingen, blieb Liberius standhaft und wurde dafür vom Kaiser in die Verbannung geschickt. Auf des Kaisers Befehl wurde in Rom der Archidiacon Felix zum Bischof ordinirt.

Wieder waren zwei Jahre verflossen, als am 28. April 357 der Kaiser seinen Einzug hielt in die alte Hauptstadt des Reichs. Diese Gelegenheit benutzten die römischen Damen zu einer Petition um Zurückberufung ihres Bischofs Liberius, und Constantius gab dieser Bitte Gehör. Der Preis aber, um den sich Liberius die Rückkehr erkaufte, war die Verleugnung des Athanasius und des Nicänischen Bekenntnisses, die Unterschreibung einer arianischen Glaubensformel. Dies bezeugen Sozomenus,<sup>1)</sup> Hilarius,<sup>2)</sup> Athanasius,<sup>3)</sup> Hieronymus.<sup>4)</sup> Das römische Volk aber bereitete dem als Verleugner der Wahrheit heimkehrenden Bischof einen stattlichen Empfang. Als dann 359 auf der Doppelsynode zu Seleucia und Rimini der Arianismus auf der ganzen Linie siegte und, wie Hieronymus schreibt, der Erdkreis

1) H. E. IV, 15.

2) Fragm. VI, 4.

3) Hist. Arian. ad monach 41. Apol. c. Arian. 89 sq.

4) Chron. ad. a. 352. De script. eccl. 97.



auffeuzte und mit Verwunderung sah, daß er arianisch sei,<sup>1)</sup> war Liberius wieder zu vornehm, selber bei der Synode zu erscheinen. So war er allerdings nicht unter denen, welche zu Rimini mürbe gemacht das arianische Bekenntniß annahmen. Aber stumm beugte auch er den Nacken unter das Joch, das in jener Nachtsitzung der Vorconferenz von Sirmium zurechtgemacht und mit einiger Verschlechterung auch der Kirche des Abendlandes zu Rimini aufgehalst worden war und bis zum Tode des Kaisers Constantius ohne Widerrede getragen wurde.

Während somit Liberius nach all dem schändlichen Aergerniß, das er gegeben hatte, Ursache gehabt hätte, in Saß und Asche Buße zu thun, war er es, der, nachdem unter Julianus Apostata sich die Zeiten wieder geändert hatten, das große Wort führte und den Großmüthigen und Gestrengen zugleich spielte, indem er den Bischöfen seiner Diocese anzeigte, es sollten alle, welche sich zu Rimini versündigt hatten, absolvirt werden, falls sie die Urheber des Irrthums verdammten; hingegen sollten alle, die sich des weigerten, die Strenge der katholischen Kirche erfahren.<sup>2)</sup> Dies Gebahren erinnert schon stark an die späteren Päpste, welche das Wort für sich in Anspruch nahmen: „Der Geistliche richtet alles und wird von niemand gerichtet.“

Dennoch hat es die Geschichte an einem Gericht über Liberius nicht fehlen lassen. Nicht nur wurde seit dem Anfang des sechsten Jahrhunderts der Versuch gemacht, den mit dem Arianismus befleckten Liberius aus der Liste der Päpste zu streichen, sondern schon gleich nach dem am 24. September 366 eingetretenen Tode des Liberius nahm das Gericht seinen Anfang, indem bei der zwiespältigen Papstwahl, welche nun folgte, nicht nur dem von der Partei des Liberius erwählten Ursinus gegenüber von einer andern Partei, zu der fast der ganze Klerus der Gemeinde gehörte, der Diafon Damasus von der Laurentiuskirche aufgestuhlt wurde, sondern auch nach blutigen Austritten, nach deren einem, wie der Heide Ammianus Marcellinus berichtet,<sup>3)</sup> in einer Kirche 137 Erschlagene gefunden wurden, nicht Ursinus, der Nachfolger des Liberius, sondern Damasus, des Felix Nachfolger, die Oberhand behielt und als Bischof von Rom anerkannt blieb, wie er auch bis auf diesen Tag in der Liste der römischen Päpste steht.

Und nicht umsonst ist man römischerseits beflissen, des Damasus Lob zu erhöhen. Denn Damasus ist der erste römische Bischof gewesen, der dem „apostolischen Stuhl“ zu Rom als solchem die von dem heiligen Petrus selbst überkommene Macht und Fähigkeit vindicirte, das Steuer der ganzen Kirche zu führen.

1) Adv. Lucif. 19.: Ingenuit orbis et Arianum se esse miratus est.

2) Hilar. fragm. XII, 1.

3) Rer. gestar. L. XXVII, 3, 11.

Während nämlich im Occident, wo die Wogen des Lehrkampfes nie so hoch gegangen waren wie im Orient, das Schiff der Kirche für's erste wieder vor nicänischem Winde trieb, tobten drüben im Osten besonders unter dem fanatisch arianischen Valens Homöaner, Homöusianer, Thomöer, Pneumatomachen, Apollinaristen wild durch einander und wurde die Drangsal der treuen Nicäner Anlaß, sich an das Abendland zu wenden um Stärkung und Unterstützung. So kamen denn Briefe von Basilius dem Großen und andern nach Rom und an die Bischöfe des Abendlandes, worin die elende, klägliche Noth der orientalischen Kirche geschildert war und an die Brüder im Westen die Bitte erging, den bedrängten Glaubensgenossen im Morgenland mit einem einmüthigen Zeugniß zu Hilfe zu kommen, indem sie eine im Orient abzuhaltende Synode beschickten und durch dieselbe das Bekenntniß von Nicäa wieder zu Ehren brächten. Wäre freilich schon damals der römische Papst als unfehlbarer Lehrer der Christenheit anerkannt gewesen, so hätte man ihn ja einfach um eine Entscheidung ex cathedra angehen können; aber daran dachte weder Basilius noch sonst jemand im Orient, noch Damasus selber, noch sonst jemand im Occident. Hingegen kam bald die Zeit, da ein Basilius eine sehr verdrossene Sprache führte, weil von Rom aus, wo man sich hütete, sich durch Beschickung einer orientalischen Lehrsynode in Gefahr zu begeben, das Wirrsal im Morgenlande noch gesteigert worden war, indem man in Antiochia römische Kirchenpolitik trieb und einer Partei von zweifelhafter Rechtgläubigkeit das Wort redete. Die Verhältnisse des Morgenlandes, sagt er, verstehe man drüben nicht, und den Weg, sie verstehen zu lernen, betrete man nicht, und durch demüthige Bitten werde man in Rom nur stolz. Als jedoch die Noth noch höher stieg, kam doch auch Basilius wieder mit Flehbriefen an „die Mitbischöfe in Gallien und Italien“, und als später Damasus mit einer römischen Synode gegen den Apollinarismus Stellung nahm, war Basilius darüber hoch erfreut. Als dann nach dem Tode des Valens, der die strengen Arianer begünstigt und alle andern verfolgt hatte, die Semiarianer wieder das Haupt erhoben, wandte sich Basilius wieder nach Rom. Darauf erfolgte nun ein gnädiges Schreiben, in welchem Damasus in römischer Bescheidenheit den orientalischen Bischöfen das Zeugniß gibt, daß sie, indem sie dem apostolischen Stuhle die schuldige Ehre erwiesen, sich selber am meisten geehrt haben, während er zugleich darauf hinweist, daß ihn der heilige Apostel, der in der heiligen Kirche gegessen habe, gelehrt habe, wie er das Steuer führen solle.<sup>1)</sup> Es ist dies das erste Mal, daß wir einen römischen Bischof so reden hören. Noch in den Tagen des Bischofs Julius war es die in Rom versammelte Synode, deren Urtheil der Bischof promulgirte; hier ist es der Bischof, der, von Petrus selber angewiesen, den Kurs bestimmt, den die Kirche innezuhalten hat.

1) Theodoret, H. E. V, 10.: ἐν τῇ ἁγίᾳ ἐκκλησίᾳ, ἐν ἣ ὁ ἅγιος ἀπόστολος καθέζόμενος ἐδίδασκε πῶς προσήκει ἡμᾶς τοὺς διάκας θύνειν, οὓς ἀνεδεξάμεθα.



Von dieser Annahme des römischen Bischofs war freilich noch ein weiter Weg dahin, daß solche Ansprüche auch durch die Kirche hin wären anerkannt worden. Das ging besonders deutlich daraus hervor, daß, ob- schon im Jahre 380 eine römische Synode unter Damasus die Irrthümer der Arianer und der Macedonianer in 24 Anathematismen verdammt und dies Urtheil auch den Orientalen angezeigt hatte, diese die Sache damit nicht als erledigt ansahen, sondern sie, als wenn nichts geschehen wäre, auf der ökumenischen Synode zu Constantinopel v. J. 381 wieder vor- nahmen und durch Aufstellung ihres eigenen Bekenntnisses zum Abschluß brachten.

Aber in noch einer Hinsicht ist diese Synode für die Beurtheilung der damaligen Stellung Roms in der Christenheit bedeutsam. Unter den Ca- nones der Synode von Constantinopel besagte nämlich der dritte, daß „der Bischof von Constantinopel den Ehrevorrang nach dem von Rom haben solle, weil jene Stadt das neue Rom sei“. <sup>1)</sup> Damit war allerdings dem römischen Stuhl ein Vorrang eingeräumt, aber nicht der eines Regenten- stuhls über die Christenheit, sondern der eines primus inter pares, ein Ehrevorrang, vermöge dessen die Reihe der vornehmen Bischofsitze mit Rom anfangen und der von Constantinopel dem römischen als nächster folgen sollte. Und zwar war der Vorrang Roms nicht damit begründet, daß der römische Bischof der Nachfolger Petri sei; sondern wenn der Rang des Bischofs der neuen Reichshauptstadt darauf beruhen sollte, daß der- selbe seinen Sitz in Neu-Rom hatte, so war damit der Vorrang des Bischofs in Alt-Rom als auf der Würde und dem Ansehen der alten Hauptstadt des Abendlandes beruhend dargestellt. Damit war aber zugleich der Keil ge- setzt, der nach jahrhundertelangem Ringen zwischen den beiden Kirchen- fürsten die katholische Kirche in eine morgenländische und eine abendlän- dische gespalten hat. Durch den dritten Kanon der Synode von 381 war die Rivalität zwischen den Stühlen von Rom und Constantinopel so zu sagen förmlich auf das Programm der Geschichte gesetzt, deren weiterer Ver- lauf dann die Entfaltung eines abendländischen Papstthums, die Auf- richtung einer abendländischen Weltmacht zur Stütze und zum Werkzeug des Papstthums, einen Winfrid, einen Karl Martell, einen Pipin, einen Karl den Großen, einen Ludwig den Frommen und andere Erscheinungen mit sich brachte, zu deren Verständniß der dritte Kanon von 381 das Seine bei- tragen kann.

Ganz anders freilich als die Synode von Constantinopel begründete der Bischof von Rom von den Tagen des Damasus an seine Stellung in der Kirche. Nicht auf das Ansehen seiner Stadt und seiner Gemeinde hatte sich Damasus berufen, sondern darauf, daß ihn, den Bischof auf dem Stuhle

1) τὸν μέντοι Κωνσταντινοπόλεως ἐπίσκοπον ἔχειν τὰ πρεσβεία τῆς τιμῆς μετὰ τὸν τῆς Ῥώμης ἐπίσκοπον, διὰ τὸ εἶναι αὐτὴν νέαν Ῥώμην.

Petri, eben Petrus selbst gelehrt habe, das Steuer zu führen. Das ist der Fortschritt, den wir hier zu verzeichnen haben. Dieser von Damasus zuerst eingenommene Standpunkt ist der seiner Nachfolger geblieben bis auf diesen Tag. Da liegt schon der Keim des Unfehlbarkeitsdogmas, bei dessen Promulgirung sich Pius IX. auch auf den göttlichen Beistand berief, der „ihm in der Person des heiligen Petrus verheißen sei“.

Ein treuer Nachfolger des im December 384 verstorbenen Damasus war Siricius, der Verfasser der ersten vorhandenen Decretale. Es ist dies eine vom 11. Februar 385 datirte Antwort auf einen von dem spanischen Bischof Himerius von Tarragona noch an Damasus gerichteten, aber nach Siricius' Amtsantritt eingelaufenen Brief, dessen Beantwortung Siricius als nun selbstverständlich ihm zukommend übernahm. Obschon nun die Antworten, welche er auf die vorgelegten Fragen gibt, so weit dabei die Lehre in Betracht kommt, fast durch die Bank falsch sind und die exegetische Begründung, so oft er eine solche versucht, unrichtig ist, geberdet sich doch der *ex cathedra* decretirende Prälat als derjenige, dessen Aussprüche bindende Kraft haben, so daß diejenigen, welche sich nicht darnach richten, sich „von der Festigkeit des apostolischen Felsen trennen, auf welchen Christus die ganze Kirche gegründet hat“. Er ist „das Haupt des Leibes“, der Erbe des Amtes Petri, welcher, oder in dessen Person Petrus selber, die Lasten aller Bedrückten trägt, und der in allen Stücken unter dem Schutze Petri steht. Auch in späteren Papstbriefen von seiner Hand ist er der Oberbischof, dessen Gerechtsame über die ganze Kirche gehe, dem „die Sorge für alle Gemeinen“ anvertraut sei. Besonders deutlich tritt Siricius von seiner ersten Decretale an mit seiner Hochhebung des Cölibats und seiner Herabsetzung des Ehestandes als eines unreinen, viehischen Verhältnisses, auf das er das Wort Röm. 8, 8.: „Die aber fleischlich sind, mögen Gott nicht gefallen“, anzuwenden wagt, als derjenige hervor, welcher „Frauenliebe nicht achtet“ und „verbietet ehelich zu werden“, Dan. 11, 37. 1 Tim. 4, 3. Ueberhaupt ist Siricius in seinen Verfügungen, bei denen es sich vornehmlich um Stücke selbsterwählter Heiligkeit handelt, unverkennbar der in kräftiger Entwicklung begriffene „Mensch der Sünde“, der durch seine Sagen, für die er apostolische Autorität beansprucht, Sünde macht und mehrt und das Evangelium, das die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, predigt, nicht nur in den Winkel stellt, sondern durch einen Wust eitler Werferei verschüttet und verdeckt. Davon nur noch ein Beispiel. Nach einer Epiphaniensynode im Jahre 386 schreibt Siricius an die Gemeinden in Africa. Anstatt aber seine Brüder zu erbauen mit evangelischer Erinnerung an den Trost der Heiden, thut er ihnen eine Reihe Gesetze kund, welche auch sie zu halten hätten, damit der Friede in der Kirche gewahrt bleibe, und schärft ihnen ein, daß, wer sich gegen diese Vorschriften auflehne, von der Gemeinschaft mit ihm ausgeschlossen sei und der ewigen Verdammniß entgegengehe. Und dabei handelte es sich um Vorschriften wie die, daß kein Kleriker eine Wittwe ehe-



lichen, und daß kein Priester oder Diacon ehelichen Umgang haben dürfe, da ein „mit fleischlicher Lust Befleckter nicht erwarten könne, daß sein Gebet erhört werde“, wie ja Tit. 1, 15. geschrieben stehe: „Dem Unreinen ist nichts rein.“

So war in den Tagen des Siricius schon deutlich erkennbar der Antichrist auf der Bahn.

A. G.

(Fortsetzung folgt.)

## Gal. 3, 20.: „Ein Mittler ist nicht eines Einigen Mittler; Gott aber ist einig.“

(Schluß.)

Mit den Worten B. 19 b.: „Das Gesetz ist gestellet von den Engeln durch die Hand des Mittlers“, kommen wir nun zu der schwierigen Stelle. Der Mittler in diesem Verse kann niemand anders als Moses sein, wie schon Luther richtig erkannt hat. Er sagt: „Sodann ist die Predigt des Gesetzes nicht allein durch die Engel, welche Knechte sind, gestellt, sondern auch durch einen andern Knecht, der geringer ist als die Engel, nämlich einen Menschen, das ist (wie er hier sagt), durch die Hand des Mittlers, das ist, Moses. Christus aber ist nicht ein Knecht, sondern der Herr selbst.“ (IX, 422 f.) Ebenso unter den Aelteren Balduin, Seb. Schmidt, Stodt in seiner Clavis, Bengel, unter den Neueren Winer, Meyer, Philippi, v. Hofmann, Cremer in seinem Wörterbuch. Es ist ganz wider den Zusammenhang, wenn manche Kirchenväter, Calov (Bibl. Ill.) und Andere Christum unter dem Mittler verstehen, denn klar und deutlich bezieht sich St. Paulus auf den geschichtlichen Vorgang der Gesetzgebung vom Berge Sinai. Was soll aber damit gesagt sein, daß das Gesetz von den Engeln durch die Hand des Mittlers gestellt ist? Halten wir fest im Auge, worum es sich in dieser ganzen Ausführung handelt: Das Heil kommt nicht aus dem Gesetze, sondern aus der Verheißung. Unmittelbar vorher heißt es: Das Gesetz hat nur einen pädagogischen Zweck, und ist nur ein transitorisches Institut. Das Gesetz ist also das Geringere, die Verheißung das Größere. So werden contextgemäß die Worte: „Das Gesetz ist gestellet von den Engeln durch die Hand des Mittlers“ nicht einen das Gesetz verherrlichenden Umstand enthalten, wie manche Ausleger (Deyling, Meyer und Andere) sagen, sondern einen das Gesetz herabsetzenden Umstand, herabsetzend im Verhältniß zu dem mit Abraham geschlossenen Verheißungsbund. So Philippi und v. Hofmann. Der letztere bemerkt: „An sich und allen sonstigen Gesetzgebungen gegenüber ist es ja freilich etwas Großes, daß die Verordnung des Gesetzes Israels von wegen der sinnlich wahrnehmbaren, aber wunderhaften Erscheinungen und Vorgänge, in welchen

sie sich vollbracht hat, eine durch Engel geschehene heißen kann.“ (In diesem Sinne hält Stephanus den Juden Apost. 7, 53. vor: „Ihr habt das Gesetz empfangen durch der Engel Geschäfte, und habt's nicht gehalten.“) „Aber an der vorliegenden Stelle wird sie eben nicht andern außerhalb des heilsgeschichtlichen Gebiets vorgekommenen Gesetzgebungsvorgängen, sondern dem Erscheinen der Nachkommenschaft, welcher Gott Verheißung gegeben hat, gegenübergestellt, und kann also der Engel, durch welche dies Gesetz verordnet worden, nicht zu dem Zwecke Erwähnung geschehen, um an die Herrlichkeit desselben zu erinnern.“ (Die heilige Schrift 2c., Galaterbrief, S. 87. 88.) Das Geringersein des Gesetzes gegenüber der Verheißung besteht darin, daß dem Abraham der Herr selbst erschien, und selbst, unmittelbar ihm die Verheißung gab, beim Gesetze jedoch bediente sich der Herr der Engel (es ist gestellt von den Engeln) und eines Mittlers (durch die Hand des Mittlers), nämlich Moses. Daran schließt sich nun B. 20.: Ein Mittler aber ist nicht eines Einigen Mittler; Gott aber ist einig, ὁ δὲ μεσίτης ἑνὸς οὐκ ἔστιν, ὁ δὲ θεὸς εἷς ἔστιν, wörtlich: Der Mittler ist nicht Eines, d. h. einer Partei Mittler, Gott aber ist Einer.<sup>1)</sup>

Die Worte an sich sind leicht, die Schwierigkeit liegt in der Kürze und Prägnanz des Ausdrucks. Die Parallele, die St. Paulus zwischen Gesetz und Verheißung zieht, wird hier nur angedeutet, nicht ausgeführt. Auf zwei Worte ist besonders zu achten, auf das Wort μεσίτης und auf das Zahlwort εἷς; die unrichtige Fassung derselben hat die Stelle zu einer so schwierigen gemacht und das Gewirre der mannigfaltigsten Auslegungen hervorgerufen. Die erste Hälfte des Verses: „ein Mittler ist nicht eines Einigen Mittler“, ist ein allgemeiner Satz, ein Axiom, eine allgemeine Wahrheit. Der Sinn ist: Ein Mittler setzt allemal zwei Parteien voraus, zwischen denen er vermittelt, er ist nicht nur eines Einigen Mittler. Der Mittler in diesem 20. Verse ist also weder Moses (so Balduin, Seb. Schmidt, Bengel und andere) noch Christus (so Calov, Deyling und andere), sondern ein Mittler als solcher, im Allgemeinen. So Philippi, Meyer, Cremer, v. Hofmann. Der letztere sagt: „Ohne Frage ist dies (ein Mittler ist nicht eines Einigen Mittler) ein allgemeiner Satz und sein Subject der Mittler als solcher, nicht Mose als der hier zur Rede stehende, noch Christus als der schlechthinige Mittler.“ (S. 88.)<sup>2)</sup> Die

1) ἑνός ließe sich zwar an und für sich auch als Genitiv des Neutrums fassen; doch zeigt das εἷς im folgenden Satzgliede, daß es als Genitiv des Maskulinums zu verstehen ist.

2) Auch Luther, obwohl er Christum unter dem Mittler versteht (S. 430), sagt doch: „Hier vergleicht er diese beiden Mittler mit einander, zwar nur beiläufig und in wunderbarer Kürze, aber doch in solcher Weise, daß er dem aufmerksamen Leser genug thut, der sofort versteht (da das Wort Mittler ein allgemeines ist), daß er im Allgemeinen von einem Mittler rede, nicht von Moses allein. Ein Mittler, sagt er, ist nicht eines Einigen Mittler, aber dieses Wort begreift nothwendiger Weise



generelle Fassung des Artikels  $\delta$  ist ein ganz gewöhnliches griechisches und hellenistisches Sprachidiom, weshalb Winer kurz hin bemerkt:  $\delta$  μεσίτης est generatim dictum, und in seinem Commentar S. 57, wie in seiner Grammatik § 18, 7. Aufl., Stellen aus dem Neuen Testament zum Belege beibringt. Nun das Zahlwort  $\varepsilon\iota\varsigma$ , welches in beiden Satzgliedern vorkommt: Ein Mittler ist nicht eines Einigen ( $\varepsilon\nu\acute{o}\varsigma$ ) Mittler; Gott aber ist einig ( $\varepsilon\iota\varsigma$ ). Das Einfachste ist das Richtige. Man halte  $\varepsilon\iota\varsigma$  in seiner numerischen Grundbedeutung fest, daß es in beiden Satzgliedern Einen im Gegensatz zu zweien oder mehreren bezeichnet. Es ist nicht abzusehen, warum, wie Cremer, Wb., 4. Aufl., S. 577, und andere Exegeten fordern,  $\varepsilon\iota\varsigma$  im ersten Satzgliede „numerische“ Einheit und im zweiten Satzgliede „qualitative“ Einheit bezeichnen soll. Es ist durch nichts im Zusammenhange angezeigt, daß im zweiten Satzgliede die unitas Dei ausgesagt sein soll und daß Gott nicht mit sich selbst in Widerspruch treten kann, ebenso wenig als nach dem griechischen Sprachgebrauch  $\varepsilon\iota\varsigma$  jemals =  $\delta$  αὐτός sein und Gott als „denselben“, als „unveränderlichen“ bezeichnen kann.

Was will nun aber St. Paulus mit diesem 20. Verse sagen? Behalten wir wieder fest im Auge, daß der Grundgedanke des ganzen Abschnittes ist: Das Heil kommt nicht aus dem Gesetze, sondern aus der Verheißung. Das Gesetz ist das Geringere, die Verheißung das Größere. Das Gesetz ist gestellet von den Engeln durch die Hand des Mittlers, ein Mittler aber ( $\delta\acute{\epsilon}$  μεταβατικόν) ist nicht eines Einigen Mittler, Gott aber ( $\delta\acute{\epsilon}$  ad-versativum) ist einig. Bei der Gesetzgebung vom Berge Sinai hat sich Gott eines Mittlers bedient. Ein Mittler aber fordert kraft seines Begriffes mindestens zwei Parteien, die einander als solche gegenüberstehen und einen Vertrag mit einander schließen. Der Mittler ist da gleichsam der Repräsentant beider Parteien, und hat die gegenseitigen Bedingungen und Verpflichtungen darzulegen, unter denen der Vertrag geschlossen werden soll, hat gleichsam hin und her zu gehen zwischen den beiden Parteien, zwischen denen ein Contract gemacht werden soll. Bei der Gesetzgebung waren die beiden Parteien Gott und das Volk Israel. Moses war der Mittler. Indem sich Gott da eines Mittlers bediente, wurde angezeigt, daß er gleichsam einen Contract mit Israel schloß, einen Vertrag unter gewissen Bedingungen. Und so war es auch. Gott versprach dem Volke Israel in seinem Gesetze das ewige Leben, aber die Erfüllung dieses Versprechens war davon abhängig, daß das Volk Israel auch das Gesetz Gottes halte, ihm treu bleibe, den Bund nicht breche, den Vertrag nicht mit Füßen trete. Ganz anders verhält es sich mit der Verheißung, die Gott dem Abraham zu Theil werden ließ, B. 16. 19. Da bedient sich Gott keines Mittlers, sondern handelt in eigenster Person, als  $\varepsilon\iota\varsigma$ , redet mit Abraham von An-

zwei Parteien... Darum ist ein Mittler nicht eines Einigen Mittler, sondern zwischen Zweien... Daher kommt es, daß Paulus diesen allgemeinen Ausspruch gebraucht und sagt: „Ein Mittler ist nicht eines Einigen Mittler.“ (S. 428 f.)

gesicht zu Angesicht. Es sind da nicht zwei einander gegenüberstehende Parteien, die einen auf Bedingungen beruhenden Vertrag eingehen, sondern Gott ist als *es* thätig, erscheint als Einer, als der Eine, Handelnde, Verheißende. Daraus geht hervor, daß der mit Abraham geschlossene Bund nicht wie ein durch einen Mittler geschlossener Contract durch etwas bedingt ist, eine Gegenleistung fordert, sondern ein unbedingter, freier ist, das heißt ein Gnadenbund, eine Gnadenverheißung, *ἐπαγγελία*, *χάρισμα*. Wie also der äußere Umstand, daß Gott bei der Gesetzgebung sich eines Mittlers bediente, darauf hinweist, daß die Verheißungen des Gesetzes bedingte sind, so weist der äußere Umstand, daß Gott bei der Bundeschließung mit Abraham ohne Mittelsperson, als Einer handelt, darauf hin, daß diese Verheißungen (des Evangeliums) freie, unbedingte Gnadenverheißungen sind.

Daß diese Erklärung, die sprachlich völlig zulässig ist, auf das Beste in den Zusammenhang des Textes paßt, liegt auf der Hand. Denn so wird wieder der große Abstand des Gesetzes von der dem Abraham zu Theil gewordenen Verheißung hervorgehoben, die Inferiorität des Gesetzes nachgewiesen und das *sola gratia* in den Vordergrund gerückt.<sup>1)</sup>

Die vielen andern Erklärungen, die über diese Stelle abgegeben sind, können natürlich hier nicht registrirt undesehen werden. Führt doch Meyer in seinem Commentar nur die vornehmsten auf und füllt damit 15 Seiten. Der Einwand aber, den er gegen obige Erklärung erhebt, daß das *ἐστίν* (*ὁ δὲ θεὸς εἰς ἐστίν*) nicht historisch genommen werden könne, vielmehr *ἦν* stehen müßte, erledigt sich dadurch, daß das Präsens *ἐστίν* gerade hinweist auf den präsentischen, dauernden Charakter der Verheißung, ebenso wie B. 18. das präsentische Perfectum *νεχαρίσται* steht und nicht der Aorist.

Mit der gegebenen Auslegung, die unter neueren Exegeten von Hofmann, Philippi, Nebe und Fricke mit einigen Modificationen vertreten wird, stimmt nun auch das Folgende. Der Apostel fährt fort B. 21.: „Wie? Ist denn das Gesetz wider Gottes Verheißungen? Das sei ferne!“ und treffend gibt Philippi dies als den Gedankenzusammenhang mit B. 20. an: „Das Gesetz, welches durch einen Vermittler zwischen Gott und den Menschen, mithin auf dem Wege des Contractes zwischen beiden Theilen, und also wesentlich anders als die Verheißung gegeben wurde, konnte dadurch scheinen, einen andern Modus der Beseligung einzuführen als die Verheißungen, und mithin letzteren entgegen zu sein, daß sie nicht mehr gelten sollten. Aus der Charakteristik des Gesetzes, welche der Apostel B. 19. und 20. gegeben, konnte doch wieder der Gedanke entstehen, als sei der νόμος dazu bestimmt, die *ἐπαγγελία* aufzuheben, als solle die freie Gnadengabe doch wieder durch contractlich stipulirte Leistung rückgängig gemacht werden.“ (S. 130.) Diese Folgerung weist der Apostel zurück: *μη γένοιτο*,

1) St. Paulus erweist sich auch hier, wie an andern Stellen seiner Briefe, als scharfen Dialektiker.



fern sei es! und begründet dies dann mit dem Folgenden: Ja, wenn ein Gesetz gegeben wäre, das da könnte lebendig machen, und das ewige Leben verschaffen, so käme die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, wahrhaftig aus dem Gesetze. Aber jener gesetzte Fall findet nicht statt, B. 22. Vielmehr hat die Schrift es alles (*τὰ πάντα = τοὺς πάντας*) beschlossen unter die Sünde, — ist Alles der Sünde unterworfen, so kann das Gesetz nicht rechtfertigen, sondern nur die Sünde steigern und die Verdammniß mehren — auf daß die Verheißung, das Heil, das Erbe käme durch den Glauben an Jesum Christum, gegeben denen, die da glauben.

So war auf's neue bewiesen, daß die Rechtfertigung nicht aus dem Gesetze, sondern aus dem Glauben komme.

B. 23. und 24. schließt nun der Apostel ab mit der Beantwortung des B. 19. gemachten Einwurfs: Was soll denn das Gesetz? anknüpfend an B. 22.: „Ehe denn aber der Glaube kam, wurden wir unter dem Gesetze verwahrt und verschlossen auf den Glauben, der da sollte offenbart werden. Also (*ὥστε*) ist das Gesetz unser Zuchtmeister (*παιδαγωγός*) gewesen auf Christum, daß wir durch den Glauben gerecht würden.“

B. 25—29. Der Glaube ist gekommen, wir sind also nicht mehr unter dem Zuchtmeister. „Denn ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu. Denn wie viel euer getauft sind, die haben Christum angezogen. Sie ist kein Jude noch Grieche, sie ist kein Knecht noch Freier, sie ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu. Seid ihr aber Christi, so seid ihr ja Abrahams Samen und nach der Verheißung Erben“, vgl. B. 7. L. F.

## Bermischtes.

Die „Neue Kirchliche Zeitschrift“ veröffentlicht im dritten Heft des laufenden Jahrgangs eine Abhandlung, welche die Ueberschrift trägt: „Eine brennende Frage.“ Es sind dies die letzten Worte, welche aus der Feder des bekannten Erlanger Theologen, Prof. Franks geflossen sind. Frank polemisiert hier gegen einen Aufsatz des Gießener Professor D. Max Reischle, betitelt: „Der Glaube an Jesus Christus und die geschichtliche Erforschung seines Lebens.“ Reischle, ein echter Ritschlianer, will den Satz festhalten „Jesus Christus unser Heiland und Herr, er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben“ und leugnet dabei alle positiven Grundlagen des christlichen Glaubens, die wahre Gottheit Christi, die wunderbare Empfängniß und Geburt, die Auferstehung Jesu Christi, seine Himmelfahrt, die sichtbare Wiederkunft zum Gericht etc. Frank weist nach, welche „Selbstverblendung“ es ist, wenn man in diesem Fall noch den „persönlichen Glauben an Jesum Chri-

stum“ wahren zu können wähnt. Er will den Glauben auf „die Thatfachen der heiligen Geschichte“, „weil sie Realitäten sind“, gegründet wissen. Nun aber ist für uns die brennende Frage: Wodurch sind uns diese Thatfachen der heiligen Geschichte verbürgt? Wir sagen: Allein durch das Wort, das da geschrieben steht. Frank weist auf eine andere Instanz hin, auf die subjective Erfahrung des Christen. Er schreibt z. B. S. 201: „Der Strom übernatürlicher Kräfte und Wirkungen, welcher die Thatfachen der heiligen Geschichte bedingt, ist nicht auf ihren Anfang beschränkt, sondern zieht sich durch den ganzen weiteren Verlauf des von dort entstammenden geistlichen Lebens hindurch, und wer nicht eingetaucht ist in jenen Strom und von da aus die Factoren und die Begebnisse der evangelischen Geschichte beurtheilt, der wird Caricaturen derselben zeichnen, nicht aber Bilder der Wirklichkeit.“ Das geistliche Leben eines Christen, eines christlichen Theologen ist für Frank der eigentliche Beweis des christlichen Glaubens, von hier aus hat man die Begebnisse der evangelischen Geschichte zu beurtheilen und zu entscheiden, was in der evangelischen Geschichte, überhaupt in der Schrift Realität und probehaltig ist und was nicht. Es ist gleichermaßen arge Selbstverblendung, wenn man die Thatfachen der heiligen Geschichte, die objectiven Grundlagen des christlichen Glaubens als Wahrheit festhalten will und dabei die Schrift als die einzige Quelle, Norm und Gewähr der Wahrheit preisgibt.

Wir citiren hier noch etliche Partieen aus dem betreffenden Artikel, in welchen Frank über die Schrift und diejenigen Theologen, welche auch heute noch die Verbalinspiration und absolute Irrthumslosigkeit der Schrift bekennen und damit das Schriftprincip wahren, sein letztes Urtheil abgibt.

Er schreibt: „Sind im Gegensatze zu der Verwüstung, welche die ungläubige Kritik in der evangelischen Geschichte angerichtet hat, manche ernstgesinnte Theologen darauf zurückgekommen, in buchstäbischer Weise, wie vordem geschehen, sich an den gegebenen Text zu halten und überhaupt keine Irrungen in demselben zuzugestehen, so können wir das psychologisch begreifen, wollen auch im Vergleich zu den ‚Bundesgenossen‘, welche Reischle sich ausermählt hat, trotz solcher Verfehlung die Einigkeit mit ihnen, so viel an uns ist, aufrecht erhalten, aber wir werden fortfahren, diese Verfehlung als solche zu bezeichnen und zu bekämpfen.“ „Aber nun fragt es sich eben: wollen wir um deswillen die Kritik gänzlich ausschließen und Irrungen in der Berichterstattung über das Leben Jesu von vornherein für unmöglich erklären. Es ist, eben um des berechtigten Gegensatzes willen, viel Geneigtheit dazu vorhanden. Wer seines Glaubens gewiß die Augen offen behält, wird sich nicht induciren lassen, diesen viel betretenen, aber nicht zum Ziele führenden Weg auf's neue einzuschlagen. Der Wahrheit thut man keinen Gefallen, wenn man durch künstliche Ausgleichungsmittel sie zu halten versucht. Sie wird sich ohne dieselben halten, und wir werden uns daran halten dürfen, auch wenn uns etwa die Möglichkeit eines Ausgleichs fehlt.“



Der Schlußabschnitt des Artikels lautet: „Wir halten es darum nicht für weise, wenn gläubige Theologen, welche den von der schlechten profanen Geschichtschreibung angerichteten Greuel der Verwüstung bemerken und davor erschrecken, sich dadurch zurücktreiben lassen in die buchstäbische, mechanische Auffassung des Schriftwortes, wie sie ja allerdings vordem in gläubigen Kreisen üblich war. Nicht auf Grund profaner Kritik, die ihre Maßstäbe einer heterogenen Geschichte entnimmt, sondern auf Grund einer vom Geiste Gottes, wie er die heilige Geschichte durchdringt, getragenen Kritik werden und dürfen wir Bestandtheile der heiligen Geschichte anerkennen und aussondern, die nicht ebenso wie andere zum Wesen der Heilsoffenbarung gehören. Denn wo der Geist des HErrn, da ist Freiheit. Und wir stehen der heiligen Schrift gegenüber nicht als Buchstabentnechte, sondern indem wir uns geleitet wissen von demselben Geiste, der die heiligen Autoren durchdrang. Gleichwie aber der Christ nicht schon um deswillen an der Wahrheit des Christenthums und seines Christenstandes zweifelt, weil sein Horizont kein unbegrenzter, weil sein Wissen noch Stückwerk ist, so werden wir auch in der Schrift das Vorkommen von Ungenauigkeiten, Verwechslungen, Irrungen zc. anerkennen dürfen, welche der Gewißheit ihres Heilsgehaltes keinen Eintrag thun. Bleiben auf diesem Gebiete der Auslegung Unsicherheiten zurück, so müssen wir an den Glauben den Anspruch erheben, daß er dieselben zu ertragen vermöge, ohne dadurch an Festigkeit zu verlieren. Auch der Gemeinde gilt dieser Anspruch, wenngleich ihre Aufgabe zunächst nicht ist, die heilige Schrift nach dieser Seite hin zum Gegenstand der Untersuchung zu machen. Wenn der einfältige gläubige Christ sich gar vieler Dunkelheiten und Unklarheiten bewußt ist, welche doch die Gewißheit und die Freude seines Glaubens nicht aufheben, warum sollte es gerade in diesem Stücke anders sein? Etwa um der ‚Consequenz‘ willen? Nein, die Consequenz ist auf unserer Seite, da es doch allgemeine Regel und Aufgabe des Christenlebens ist, sich hindurchzuglauben durch mannigfaches Dunkel dieses Lebens. ‚Dennoch‘ bleibe ich stets bei dir, und: wir haben auch diesen Schatz ‚in irdenen Gefäßen‘. Es ist ein Zeichen von Geistesstumpfheit, wenn man den Schatz und die Gefäße nicht zu unterscheiden weiß; aber es ist ein Zeichen von Leichtfertigkeit, wenn man den Schatz mißkennt und preisgibt im Hinblick auf die irdenen Gefäße.“

Nur zu diesem letzten Passus fügen wir noch etliche Glossen an. Frank fordert eine vom Geiste Gottes getragene Skriptkritik und weist derselben die Aufgabe zu, diejenigen Bestandtheile der heiligen Schrift, welche nicht zum Wesen der Heilsoffenbarung gehören, von den andern abzusondern, welche Heilsoffenbarung enthalten. Nun mögen diese positiven Kritiker nur einmal darangehen und diese doppelten Bestandtheile der Schrift von einander absondern und alle diejenigen Stellen der Schrift, welche nach ihrem Dafürhalten die göttliche Heilsoffenbarung enthalten, in ein Buch zusammenschreiben, dann wird bald vor aller Welt offenbar werden, daß

sie mit ihrer Weisheit zu Narren geworden sind. Und was ist es doch für ein greulicher Mißbrauch heiliger, theurer Gottesworte, dessen sich Frank in Obigem schuldig macht. Wenn der Apostel schreibt: „Wo der Geist des HErrn ist, da ist Freiheit“, so meint er eben eine Freiheit, die aus dem Geist Christi kommt, und dieser Geist kommt nach 1 Cor. 3, 8. aus dem Evangelium, aus dem Wort, es ist also eine Freiheit gemeint, die sich ganz in den Grenzen des Worts bewegt. Wenn dagegen Frank aus diesem apostolischen Ausspruch Recht und Freiheit, die Schrift zu kritisiren, deducirt, so löst er die Freiheit vom Wort und damit vom Geiste Christi los, redet einer Freiheit das Wort, die aus dem Fleisch und im letzten Grund von dem bösen Geist stammt. Wenn St. Paulus 1 Cor. 3, 7. von dem Schatz in den irdenen Gefäßen redet, so versteht er unter dem Schatz das Evangelium, das er predigt, und es ist kein Unterschied zwischen dem von den Aposteln gepredigten und geschriebenen Evangelium, die irdenen Gefäße aber sind die sündigen, sterblichen Menschen, denen Gott das Wort vertraut hat. Und es ist mehr, als ein Zeichen von „Geistesstumpfheit“, wenn Frank „den Schatz und die Gefäße nicht zu unterscheiden weiß“ und die von Gott eingegebene Schrift der Rubrik „irdene Gefäße“, statt der andern „Schatz“ zurechnet. So oft Erfahrung, Gefühl, Empfindung, die sinnliche Wahrnehmung den theuren Verheißungen der Schrift zu widersprechen scheint, dann bekennt der Gläubige mit Assaph: „Dennoch bleibe ich stets an dir.“ Es ist eine Carricatur vom Glauben, die Frank abmalt, wenn er dem Gläubigen zumuthet, mit diesem „Dennoch“ sich über die „Unsicherheiten“, „Ungenauigkeiten“, „Irrungen“ der Schrift hinwegzusetzen. Kurz, die Frank'sche Theologie ist, wie auch dieses letzte ceterum censeo beweist, eine neue und potenzierte Auflage der alten Schwarmgeisterei, und „der Geist“, aus dem diese Theologie entstammt, führt nicht zu Gott und Christo, sondern weil vom Wort, so von Gott und Christo ab in's Verderben.

G. St.

## Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

### I. America.

Pater Lambert ist neulich in Brooklyn, N. Y., vom Katholicismus zum Protestantismus übergetreten. Seinen früheren Obern hat er das Folgende seinen Uebertritt betreffend mitgetheilt: „Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen mitzutheilen, daß ich mich von heute an freiwillig und wohlüberlegterweise vom Priesteramt und der Gemeinschaft mit der römisch-katholischen Kirche zurückziehe. Der Schritt, welchen ich jetzt mache, ist die Frucht eines langen inneren Kampfes und vielen Nachdenkens, und ohne Schmerz habe ich diesen Schritt nicht thun können, denn es ist schwer, die Bande, welche zwanzig Jahre gefnüpft haben, zu lösen. Aber ich konnte nicht immer der Stimme meines Gewissens widerstehen. Ich mußte zuletzt gehorchen und die logische Folge dieses Gehorsams ist der Schritt, welchen ich jetzt



mach. — Da ich weiß, was ich weiß, gesehen habe, was ich gesehen und gehört, was ich gehört habe in der römisch-katholischen Kirche, so kann ich meinen Geist nicht länger zur Unterwürfigkeit gegen den Vatican zwingen, noch auch den Anspruch der römischen Kirche und der Klerisei auf Herrschaft nicht bloß in religiösen Fragen, sondern auch in rein wissenschaftlichen, sozialen und politischen Dingen zugeben. Die Unuldamsamkeit und Doppelzüngigkeit, welche ich vom Tage meiner Ordination an in der römischen Kirche erfahren habe, ist mir ganz unerträglich geworden. Da ich auch zu der Ueberzeugung gekommen bin, daß es nur Einen Hohenprieester, den Gottmenschen Jesus Christus, gibt und nur ein Opfer, das nicht zu wiederholen ist, und in Folge dessen an meiner Stellung als Priester irre geworden bin, so konnte ich nicht anders handeln, als ich gethan habe.“ — Man liest in neuerer Zeit öfters von Uebertritten aus dem Papstthum zum Protestantismus in den Vereinigten Staaten, in Canada und Deutschland. Leider kann man bei diesen Uebertritten nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie wie bei Luther aus der Erkenntniß der Lehre von der Rechtfertigung allein aus Gnaden, welche das Papstthum verflucht, hervorgehen. Im besten Fall sind es meist nur sittliche Gründe, welche den Uebertritt herbeiführen. Die Folge ist denn auch, daß derartige Convertiten wenig Segen stiften und nur zu oft nach etlichen Jahren in das Lager Romis zurückkehren. F. B.

**Römische Verdrehung der Geschichte.** Wie eifrig Rom ist, die Geschichte auf den Kopf zu stellen, um ihre Blut- und Greuelthaten in Unschuld zu hüllen und dieselben womöglich den Protestanten in die Schuhe zu schieben, ist bekannt. Geschichtliche Thatfachen werden frech abgeleugnet und in ihr Gegentheil verkehrt. Die glaubwürdigsten Documente werden einfach als verfälscht gebrandmarkt und die verlogenen Angaben als das reine Evangelium ausposaunt. Auf die Reformation werden alle Religionskriege, welche die Jesuiten in Deutschland, Frankreich und England angezettelt, zurückgeführt. Die blutigierigsten Papisten werden abgemalt als die unschuldigsten Lämmer, welche die „tyrannischen“ Protestanten zu unterdrücken und auszurotten getrachtet hätten. Auch in America macht Rom gewaltige Anstrengungen, um aus der Geschichte alles zu tilgen, was das Papstthum an den Pranger stellt. Der „Catholic Standard“ von Philadelphia schreibt: „History as written for the last three hundred years has been a conspiracy against truth. . . . So it has been for three hundred years that history has been written by Protestant pens, with Protestant ink, on Protestant paper. . . . We Catholics must write our own history. We have made a beginning both in England and America. In America we have historians. But we need more of them. Yes, we have made a beginning. And we do not intend to let the ink get dry upon our pens.“ — Warum meldet sich Rom erst jetzt nach dreihundert Jahren und beklagt sich über die bisherige Geschichtsschreibung? Ist etwa das der Grund, weil Rom es vor etlichen Jahrhunderten noch nicht verstand und noch nicht wagte, die Geschichte in ihr Gegentheil zu verkehren? Am guten Willen, die Geschichte zu ihren Gunsten zu fälschen, hat es der Papstkirche von der Stunde ihrer Geburt an nicht gefehlt. Rom hat noch nie ein Gewissen gehabt, weder ein christliches noch ein geschichtliches. Wenn es nur dem guten Zwecke, die Hierarchie zu stützen, dient, so halten die Jesuiten sich für berechtigt, Geschichte in einen Roman, geschichtliche Thatfachen in Fabeln und Fabeln in geschichtliche Thatfachen zu verwandeln. Was kann man auch anders von den gelehrigsten Schülern des Vaters der Lügen erwarten? F. B.

**Rom in Centralamerica.** Wie Rom in Centralamerica gegen die Protestanten kämpft, geht aus folgendem Circular hervor, das unlängst in Leon, Nicaragua, große Verbreitung fand. Diese römische Hefzchrift lautet: „Achtung, Katholiken! — Der

Wolf des Protestantismus hat seinen Weg in die katholische Heerde gefunden! Ein Prediger von der Secte Luthers und Voltaires ist in Leon, begleitet von verschiedenen Handelsleuten, welche protestantische Bibeln und ein falsches Buch der Evangelien auf den Straßen eifrig verkaufen. Christen, kauft diese Bücher nicht! Straft mit Verachtung diese Propagandisten einer Secte, welche sich von der katholischen Kirche Jesu Christi getrennt, von der Wahrheit getrennt hat, und welche entschlossen ist, uns des köstlichen Erbes unserer Vorfahren zu berauben. Laßt eure Religion durch diese fahrenden Ritter des Bösen nicht verlegen! Laßt uns sie austossen! Kein Gesetz gestattet ihnen, hierher zu kommen und uns unser Christenthum zu nehmen. Freiheit des Gottesdienstes besteht hier nicht, und diese Verbreiter verfälschter Bibeln und Evangelien sind von einer fremden Heerde. Nicaragua gehört dem Herrn; Der Protestantismus dem Teufel! Weg mit ihnen!“ — Dieselbe Kirche des Antichrists, welche in Südamerica den Protestanten seine Wolfszähne zeigt, spielt sich in den Vereinigten Staaten als das unschuldige Lämmlein, ja, als den Anwalt der Religionsfreiheit auf. F. B.

**Baptisten.** „Der Sendbote“ vom 4. April schreibt von ihrer Taufe der Erwachsenen: „Die Taufe der Gläubigen (Erwachsenen), die unser wesentliches Unterscheidungsmerkmal als Religionsgemeinschaft ist, fordert eben Prüfung von Seiten des Täuflings in Bezug auf die Glaubenslehre, die derselbe in Verbindung mit seiner Taufe bekennet, ehe derselbe ein Bekenner unserer Glaubenslehre wird. Schon dieser Grundsatz bewahrt die Baptisten-Gemeinden vor solchen Gliedern, welche in wesentlichen Punkten mit der evangelischen Lehre nicht stimmen. Vor allen Dingen aber hält sie Unwiedergeborne von unserm Verbande fern.“ — Als ob ein Erwachsener nicht heucheln und sich doch taufen lassen könnte! Man sollte meinen, daß die Erfahrung, welche die Baptisten alljährlich in ihren eigenen Gemeinschaften machen, sie davon überzeugen sollte, daß der Ruhm, welchen „der Sendbote“ für seine Gemeinschaft in Anspruch nimmt, ein pharisäischer und schwärmerischer ist. F. B.

**Baptisten und Campbelliten,** so berichtet ein Wechselblatt, wollen sich auf Grund folgender Lehrstücke vereinigen: „Das Wort Gottes als die einzige Regel des Glaubens und Lebens; die Dreieinigkeit; der Fall des Menschen und die Erlösung durch Christus; Gehorsam gegen die Gebote und Verordnungen Gottes; die Auferstehung und das letzte Gericht; die Kirche, der organisirte Körper getaufter gläubiger Seelen, mit den symbolischen Ordnungen der Taufe und des Abendmahls; die Aemter sind: die Pastoren, auch Aelteste oder Bischöfe genannt, und die Diakonen, beide Haushalter der Gemeinde.“ F. B.

**General-Synode.** Im „Lutheran Evangelist“ vom 13. April heißt es: „In der Zukunft liegen die goldenen Tage für unsere General-Synode, und zwar in nicht allzuferner Zukunft. Die Trennung in Fort Wayne hat sich für unsere Brüder im General-Concil als einen Segen erwiesen. Sie thun jetzt mehr, als sie je zuvor gethan haben, daß wir noch einen Körper bildeten. Viele von ihren Pastoren und Gemeindegliedern sind mit der General-Synode einig im Geiste. In der Zukunft werden wir auch organisch mit einander verbunden sein — unsere ganze americanisch-lutherische Kirche Eine. Spaltungen sind nicht immer verderblich. Irgend etwas ist besser als ein todttes Kirchenwesen. Wäre nicht das gekommen, was unsere papistischen Brüder als Schisma bezeichnen, so würde die ganze Kirche jetzt vollkommener sein, als die römische Hierarchie heute ist. Die Wahrheit ist ein lebendiger, wachsender und triumphirender Protest gegen den Irrthum und das Unrecht. Der Protestantismus ist ein Segen gewesen für das Papstthum. Unser aggressives General-Synode-Lutherthum ist darauf bedacht, die Wahrheit, wie sie sich im Evan-



gelio findet, zu erhalten, und tritt ein für die Freiheit in allen Stücken, die nicht wesentlich sind, und wird sich so erweisen als einen Segen für die ganze lutherische Familie in der Welt. Der Ausgang des gegenwärtigen Kampfes zwischen dem Confessionalismus des sechzehnten Jahrhunderts und ‚Scripturalismus‘ des neunzehnten Jahrhunderts ist nicht zweifelhaft. Die Sonne geht nicht rückwärts auf dem Zifferblatt. Sie kommt dem Zenith so nahe, daß die Scheidelinien in der Einen Kirche unsers Herrn verschwinden werden und gar keine Finsterniß mehr sein wird. Ja wahrlich, unsere General-Synode hat eine Mission, und Gott wird sie segnen und Menschen werden sie ehren, so lange sie ihrer unterscheidenden Eigenthümlichkeit von der Freiheit in Christo treu bleibt.“ — Statt also den Mund voll zu nehmen und mit der großen Mission zu prahlen, welche sie zu erfüllen habe, sollte die General-Synode lieber im Saß und in der Asche Buße thun für ihren traurigen Abfall vom lutherischen Bekenntniß, den sie bei jeder Gelegenheit von neuem documentirt. So predigten z. B. wieder am Palmsonntag in den sämmtlichen Kirchen der General-Synode in Harrisburg, Pa., Methodist-Pastoren der zur Zeit daselbst tagenden Central M. C. Conferenz. Dafür wird Gott die General-Synode nicht segnen, wenn gleich Menschen sie dafür ehren mögen, denn so spricht der Herr Jos. 4, 6.: „Du vermirrtest Gottes Wort, darum will ich dich auch verwerfen.“ F. B.

## II. Ausland.

**Aus Preußen.** Ende vorigen Jahres waren die verschiedenen Provinzial-synoden der „evangelischen Landeskirche“ Preußens versammelt. Der Hauptgegenstand der Verhandlungen war ein vom Kirchenregiment unterbreiteter Agendenentwurf. Diese neue Agende ist, wie die alte, ein echt unirtes Nachwerk. Sie enthält neben lutherischen reformirte Formulare und Formulare ganz verschwommenen Inhalts. Die liberalen Elemente opponirten insonderheit gegen den liturgischen Gebrauch des Apostolicum, den man noch festgehalten hat, drangen aber nicht damit durch. Die Professoren der Theologie gaben die beruhigende Erklärung ab, daß damit die Lehrfreiheit auf den Universitäten keinesweges aufgehoben oder irgendwie eingeschränkt sei. G. St.

**Der Protestantenverein** erläßt an das „protestantische Deutschland“ einen Aufruf, in welchem zunächst „im Namen des deutschen Protestantenvereins“ gegen die Rückberufung der Jesuiten protestirt wird, wobei allerdings die stark zusammengeschrumpfte Zahl der Mitglieder des Vereins mit schonendem Stillschweigen übergegangen wird. Der andere und größere Theil des Aufrufs beschäftigt sich mit der neuen Agende. Er befürchtet, daß die geplante Agende Gesetz werden wird, wenn nicht „in letzter Stunde noch allerorten das evangelische Gewissen (!) und die christliche Liebe wirksame Einsprache“ erhebt. Das Apostolicum gehört zu „den äußeren Formen, die nach unseren Bekenntnißschriften nie und nimmer zur nothwendigen Einheit der Kirche gehören“. Ja, es „widerspricht in einigen Punkten klaren Aussprüchen des Apostels Paulus“. Das Wichtigste des christlichen Glaubens, nämlich „das alleinige Vertrauen auf die barmherzige Gnade Gottes wird nicht betont“ und ein deutliches Bekenntniß zu dem „Gehorsam der Liebe und der Geduld Christi und zu allem, was zu halten er uns befohlen hat, fehlt“. Statt dessen sollen Confirmanden, Taufzeugen und Prediger „die Auferstehung des Fleisches, die unnatürliche Geburt, die Himmel- und Höllenfahrt Jesu, die Lehre von seiner Wiederkunft im buchstäblichen Sinn bekennen, obwohl viel ernste Christen bei voller Anerkennung der göttlichen Sendung Jesu und bei aufrichtiger Liebe zu ihm nicht im Stande sind, dies zu thun“. Nach diesen Albernheiten, welche einfach alle christliche und bekenntnißmäßige Wahrheit auf den Kopf stellen und einer Widerlegung nicht be-

dürfen, wird zum Schluß der Union die zweifelhafte Ehre angethan, daß der Protestantenverein sie als seinen Hort betrachtet; denn der Aufruf weist darauf hin, wie die Existenz der Union durch das Vordringen der Orthodoxie bedroht werde. Unterzeichnet sind neben andern folgende Geistliche: Lic. th. Prediger Hoßbach; Lic. Dr. Prediger Kirmß; Prediger Neßler; Prediger Schmeidler; Dekan D. Zittel in Karlsruhe; Prediger Dr. Arndt, Pfarrer Fischer, Prediger Stage in Berlin; Pastor Burggraf, Past. prim. Frickhöffer, Domprediger Sonntag, Pastor Dr. Bend, Pastor Dr. Weiß in Bremen; Stadtpfarrer Brückner in Karlsruhe; Pfarrer Lühr in Gotha; Hauptpastor Dr. Grimm, Dr. Manhot in Hamburg; Past. prim. Ziegler in Liegnitz; Past. A. Schmidt, Sup. D. Spiegel in Osnabrück; Pastor Diekmann in Wesselsburen. (A. G. L. R.)

**Hannover.** Die Angriffe auf das apostolische Glaubensbekenntniß dauern fort. Liberale Professoren und Bürger von Göttingen, denen dasselbe in ganz besonderer Weise ein Stein des Anstoßes geworden ist, so daß sie bereits deswegen an die Landessynode eine Bittschrift richteten, haben sich neuerdings auch an den König gewandt. Sie bitten um Nichtbestätigung der von der hannoverschen Landessynode gutgeheißenen Neuordnungen der Taufe und der Confirmation (S. „Lutheraner“ vom 13. März), und führen dabei aus, daß diese Neuordnungen der protestantischen Freiheit und Wahrhaftigkeit in Glaubenssachen Vernichtung drohen, indem sie mittelst Kirchengesetzes einen Bekenntnißzwang für die Gemeindeglieder errichteten. So solle bei der Taufe eine „Glaubensformel der Vorzeit“ in einer Weise Verwendung finden, die nur dann gerechtfertigt sein würde, wenn sie die im Leben und in der Wissenschaft nirgends beanstandete, von jedermann in der Gemeinde rückhaltslos anerkannte Ueberzeugung der Gegenwart ausdrücke; bei der Confirmation solle die heranwachsende Generation sich zu derselben Formel bekennen und an ihr zeitlebens festhalten zu wollen geloben. Das eine wie das andere bedeute eine „Vergewaltigung der Gewissen“ u. — So geht es mit der hannoverschen Landeskirche immer weiter abwärts. Der Liberalismus nimmt immer mehr überhand und tritt immer anmaßender auf. Dahin kommt es, wenn keine Lehrzucht geübt wird, und Luther und die Glaubensväter der Reformationszeit müssen sich wieder als diejenigen hinstellen lassen, die die Vorgänger dieser Freigeister gewesen seien und ihnen das Recht zu solcher „Protestation“ erworben hätten. • L. F.

**Cäsaropapismus.** Die „Neue lutherische Kirchenzeitung“ theilt aus Hannover Folgendes mit: Großes Aufsehen erregte vor einigen Monaten die Kunde von einer Disciplinaruntersuchung, welche das Consistorium in Hannover gegen zwei Pastoren einleitete, die auf der Bezirksynode das Verfahren des Kirchenregiments in Sachen der Mezer Collecte in kräftigen Ausdrücken gemißbilligt hatten. Wenn man bedenkt, in welchem Maße Protestantenvereiner bezw. Ritschlianer auf den Bezirksynoden in Lüneburg und Osnabrück bei der Berathung der Tauf- und Confirmationsordnung „Redefreiheit“ genossen haben, ohne daß man von einem nachträglichen Disciplinarverfahren gehört hätte (und doch handelte es sich in diesen Fällen um Angriffe auf das Bekenntniß der Kirche, auf die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens), dann mußte man sich um so mehr darüber wundern, daß das Consistorium so schnell bei der Hand war, disciplinarisch einzuschreiten, wo es sich um Angriffe auf das Kirchenregiment handelte wegen eines Verfahrens, das allen entschiedenen Lutheranern Aergerniß gegeben hat. Selbst die „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung“ konnte es im vorliegenden Falle nicht unterlassen, dem hannoverschen Consistorium ein schüchternes Tadelsvotum zu ertheilen. — Welcher Art waren nun die Äußerungen der betreffenden Pastoren? Das inzwischen im Druck erschienene amtliche Protokoll der Bezirksynode Nienburg vom



23. August 1893 stellt den Verlauf folgendermaßen dar: „Pastor Schecker: Ich habe zu dem Titel ‚Collecten‘ einen Antrag an die hochwürdige Synode zu stellen: ‚Synode ersucht das königliche Kirchenregiment, die Landeskirche in Zukunft mit Collecten für nichtlutherische Zwecke zu verschonen.‘ Die Collecte für die reformirte Gemeinde in Mek ist als ein scandalon schlimmster Art empfunden worden in Anbetracht dessen, daß gerade die lutherische Gemeinde in Mek so sehr hilfsbedürftig war. Dieser Antrag wird unterstützt durch Pastor Heuer, welcher dazu bemerkt: Man möchte fragen, warum gerade der lutherischen Landeskirche Hannovers dieser Schimpf angethan ist, daß man sie gezwungen hat, für diejenige reformirte Gemeinde eine Collecte einzusammeln, welche alles gethan hat, die lutherische Gemeinde am selben Orte niederzuhalten. Im Uebrigen ist der Antrag wohl besser an die Landessynode zu richten als an das Landesconsistorium, da dieses in der Sache nichts thun kann. Oberconsistorialrath Dr. Düsterdieck bedauert, daß von den beiden Vorrednern nicht sehr vorsichtig gewählte Worte gefallen sind. (!) Diese Collecte sei vom königlichen Landesconsistorium ausgeschrieben worden auf directe Anregung Sr. Majestät des Kaisers. Ebenso wird die Frage des Pastors Fischer, warum in dem Ausschreiben der Collecte zur Sammlung für die ‚evangelische‘ und nicht für die ‚evangelisch-reformirte Kirche in Mek‘ aufgefordert sei, vom Oberconsistorialrath Dr. Düsterdieck dahin beantwortet, daß die Worte Sr. Majestät des Kaisers wiedergegeben seien. Der Vorsitzende (Superintendent Lührs in Mienburg) bemerkt, daß die Synode über den angeregten Gegenstand wohl nicht weiter zu verhandeln habe; es genüge, daß die Sache zur Sprache gebracht sei. Da Pastor Meyer aber es für geboten erklärt, daß die Synode, ohne die Handlungen des königlichen Kirchenregiments zu kritisiren, zu dem Antrage Stellung nehme, wird derselbe in der Fassung: ‚Synode ersucht die Landessynode, dahin zu wirken, daß forthin Collecten für reformirte Zwecke in unserer lutherischen Landeskirche nicht mehr angeordnet werden‘ gegen drei Stimmen angenommen.“ Also der Wille Sr. Majestät des deutschen Kaisers ist in der Hannover'schen sogenannten lutherischen Landeskirche das oberste Gesetz, dem opfert das Landesconsistorium bereitwilligst alle Rücksichten auf das Bekenntniß der Kirche.

G. St.

**Ein Leichenbegängniß.** Einer weltlichen Zeitung entnehmen wir folgende Notiz: „Die Trauerfeier für Hans v. Bülow hat gestern Vormittag in der Michaelskirche zu Hamburg in würdigster Weise unter zahlreicher Bethheiligung stattgefunden. Der Sarg, welcher die irdischen Ueberreste des Verstorbenen barg, war am Mittwoch-Abend aus dem am Alsterglacié belegenen Trauerhause nach der Kirche gebracht und aufgebahrt worden. Das altehrwürdige Gotteshaus prangte zur gestrigen Feier in ernstem Trauerschmuck. Lange Reihen von Palmen und Lorbeerbäumen, unter einander durch schwarzen Flor verbunden, flankirten die Gänge. In der Mitte stand auf hoher, schwarz verhangener Estrade der prächtige Sarg, über und über beladen mit Kränzen, Palmzweigen, Blumenarrangements in Lyraform 2c. An zweihundert Kränze waren aus allen Theilen Deutschlands eingetroffen, vom Herzog von Meiningen, von den philharmonischen Gesellschaften und Orchestern aus Berlin und Hamburg, von der Bachgesellschaft zu Hamburg, von den namhaftesten musikalischen Corporationen und Instituten, von einzelnen Musikern und Kapellmeistern und sonstigen Verehrern des hingediehenen Meisters. Zahlreiche Deputationen waren erschienen aus Hamburg, Berlin, Hannover und andern Städten. Etwa viertausend Personen füllten das Innere der Kirche. Die Trauerfeier begann mit einem Orgelpräludium von Bach; dann sang die Bachgesellschaft unter Mehrdens Leitung den Choral: ‚Wann ich einmal soll scheiden‘, worauf Pastor Behrmann die Trauerrede hielt. Er gedachte der Jugendzeit und der Jugendkämpfe Bülows, seiner

Wanderjahre und seines letzten, glücklichen, weniger unruhewollen Lebensjahrzehnts. Dann schilderte der Redner in schönen Worten die Verdienste Bülow's um die Musik, seine Vorzüge als Mensch, seine Begeisterungsfreudigkeit für alles Schöne und Ideale. Diese Begeisterungsfreudigkeit Bülow's sei einzig dastehend, so habe er dem Fürsten Bismarck gehuldigt zu einer Zeit, da derartige Kundgebungen gerade nicht in der Luft lagen. Nur für die Kirche habe der dahingegangene Künstler nicht das rechte Wort gehabt, allein deshalb dürfe man nicht mit ihm rechten, da er ganz in seiner Kunst und in seinen Idealen aufgegangen sei. Mit einem Bach'schen Choral schloß die Feier unter Orgel- und Orchesterbegleitung. Unter Orgelklängen wurde der Sarg aus der Kirche getragen, dann ordnete sich der imposante Trauerzug und setzte sich nach dem Centralfriedhof in Ohlsdorf in Bewegung. In dem vom Zuge berührten Straßen wehten viele halbstock-geflaggte Trauerfahnen. Als er am Stadttheater vorbeikam, wurde er vom Balkon des Theaters mit den feierlichen Klängen des Chopin'schen Trauermarsches empfangen. Gegen ein Uhr langte der Trauerzug auf dem Centralfriedhof an. Nach einem Trauergesang des Männerchors vom Hamburger Stadttheater wurden die irdischen Ueberreste des dahingegangenen Meisters in dem Crematorium den Flammen übergeben." Hans v. Bülow war ein guter Musiker, aber ein notorischer Verächter des Wortes und der Kirche, und seine Vorzüge als Mensch sind auch sehr zweifelhafter Natur, er hat, wie die meisten Künstler, ein freies Leben geführt, wie seine ehelichen Verhältnisse beweisen. Pastor Behrmann, der ihm die Leichenrede gehalten hat, zählt zu den sogenannten positiven Predigern Hamburgs, aber solche „Orthodoxe“, welche in so eclatanter Weise mit Wort und Werk das Grundaxiom der christlichen Religion, daß in Christo allein Heil und außer Christo kein Heil ist, verleugnen, thun dem Namen Christi größere Schmach und der Kirche Christi größeren Schaden an, als alle liberalen Prediger, von denen man nichts Anderes als heidnische Phrasen erwartet.

G. St.

**Aus Sachsen-Coburg-Gotha.** Der neue Herzog in Gotha (ein englischer Prinz) hat angeordnet, daß in der Kirche seines Schlosses Friedenstein jeden Sonntag das Apostolicum bekannt werden soll. Bisher war dies nur für die Festtage genehmigt. In kirchlichen Kreisen wird die Anordnung um so freudiger begrüßt, als sie aus eigenster Entschließung des Herzogs hervorgegangen ist und man darin wohl nicht mit Unrecht ein Bekenntniß erblickt. Enttäuscht sind nur die liberalen Kreise, welche auch bei dem neuen Herzog eine liberale Gesinnung erwartet hatten. Die Herzogin, welche der griechisch-katholischen Kirche angehört, legt ein warmes Interesse für die Werte christlicher Nächstenliebe, welche von den positiv-christlichen Kreisen gepflegt werden, an den Tag, wie sie denn sämtliche der Inneren Mission dienende Anstalten besucht hat.

(M. G. L. K.)

**Pfarrstellenbesetzung.** Freisinnige wie „positive“ Kreise in den deutschen Landeskirchen bemühen sich, vacante Pfarrstellen durch Prediger ihrer Richtung zu besetzen und die Kirchenzeitungen bringen häufig dahinzielende Anzeigen, die recht deutlich die Sachlage kennzeichnen. So heißt es z. B. in einem Inserat der „Protestantischen Kirchenzeitung“: „Ich empfehle einen Predigtamtsandidaten von moderner speculativ-theologischer Auffassung und kirchlich-freisinniger Richtung, der sehr gut vor- und durchgebildet ist, zur Wahl für eine womöglich städtische Pfarrstelle. Auskunft durch mich. Stettin. Dr. Scipio, Prediger an St. Jakob.“ — Die andere Richtung kommt in folgender Notiz aus dem „Pfarrboten“ zu Gehör: „Alle verehrten Amtsbrüder, die zum 1. April 1894 oder später ihre Pfarrstelle infolge Emeritirung oder Versetzung aufgeben und einem durchaus positiven Nachfolger übertragen sehen möchten, ebenso verehrte positive Brüder, die gern einen



positiven jüngeren Amtsnachbar hätten, bitte ich herzlich, mich brieflich vom Vacant werden von Pfarrstellen, am liebsten mit Privat-Patronat positiver Richtung, unter näherer Mittheilung der Verhältnisse zc. rechtzeitig — sub Gs. 60 an die Expedition — gütigst in Kenntniß setzen zu wollen. Discretion, zumal wenn gewünscht, selbstverständlich. Dank bleibt nicht aus. Zu jedem Gegendienst nach Kräften gern bereit. Brüderlichen Gruß. Gs.“ Commentar ist überflüssig. L. J.

**Jena.** Der berühmte darwinistische Professor der Naturwissenschaften in Jena, Ernst Haeckel, feierte vor einigen Wochen seinen 60jährigen Geburtstag und hat bei dieser Gelegenheit vor seinen versammelten Collegen und Schülern Jena als Universitätsstadt gerühmt, weil dort seit Jahrhunderten der Geist freier Forschung eine Stätte gefunden habe. Er sagte: „Bald wurde hier der Ausbau der Entwicklungslehre meine wichtigste Aufgabe. Daß ich für die Ausführung dieser großen Aufgabe (?) keinen günstigeren Ort als die freie Universität Jena finden konnte, ist noch heute meine feste Ueberzeugung.“ Er habe deshalb auch verlockende Berufungen nach größeren Universitäten ausgeschlagen, obwohl dieselben ihm das Doppelte an äußeren Gaben und wissenschaftlichen Hülfsmitteln geboten hätten. Aber werthvoller als jene Schätze sei der wunderbare genius loci der Thüringer Universität. „Jena ist seit drei Jahrhunderten die Stätte der freien Forschung und der freien Lehre.“ Allerdings ist diese Universität, an der einst ein Johann Gerhard und andere erleuchtete, treulutherische Theologen wirkten, schon seit langen Jahren ein Ort, an dem auch in der Theologie Liberalismus, Rationalismus und Unglaube das Wort geführt haben und noch führen. Welch unheilvolle Folgen die in Jena gelehrte Theologie in den Kirchen und Schulen der dortigen Gegend gehabt hat, ist nicht auszusagen. L. J.

**Der älteste Dozent** Deutschlands, wohl der Welt, befindet sich auf der Universität Jena. Es ist der Orientalist Geh. Hofrath Prof. Stöckel, welcher auch für das nächste Semester mehrere Vorlesungen ankündigt. Prof. Stöckel ist im Jahre 1805 geboren und beginnt demnach in diesem Jahre sein 90. Lebensjahr. In der Geschichte der Universitäten steht es wohl einzig da, daß ein academischer Lehrer in diesem hohen Alter seine Lehrthätigkeit in unbeschränktem Umfange fortsetzt. Stöckel besitzt eine wunderbare körperliche Rüstigkeit und geistige Frische. (M. G. L. R.)

**Der negativen Bibelfritik** der Theologen ist schon oft der Mund gestopft worden, nicht selten durch schreiende Steine. Nicht leicht aber ist dieses mehr geschehen als unlängst in dem Vortrag: „Paulus in Athen“, der, verfaßt und gehalten von dem berühmten Gelehrten Ernst Curtius in Berlin, unter den Sitzungsberichten der königl. preuß. Academie der Wissenschaften zu Berlin sich befindet. Der Vortrag läuft nämlich auf eine großartige Rechtfertigung der Apostelgeschichte gegenüber allen Zweifeln an ihrer Echtheit hinaus. „Paulus in Athen“, so heißt es bei Beginn, „bezeichnet eine Epoche in der Geschichte der Menschheit, deren richtige Würdigung das Interesse des Philologen, des Historikers und des Theologen gleichmäßig in Anspruch nimmt.“ „Wer den Bericht der Apostelgeschichte — so heißt es dann weiter — unbefangen auf sich wirken läßt, kann sich nach meiner Ueberzeugung dem Eindruck nicht entziehen, daß ein wohlunterrichteter Zeuge wahrheitsgetreu den Vorgang schildert. Es ist in den 16 Versen des Textes eine solche Fülle von geschichtlichem Material enthalten, es ist alles so prägnant und eigenartig, so lebensvoll und charakteristisch; es ist nichts Redensartliches und Schablonenhaftes darin, wie es der Fall sein würde, wenn jemand eine erdichtete Erzählung vorträgt. Es ist auch unmöglich eine Tendenz nachzuweisen, welche eine absichtliche Erfindung irgend wahrscheinlich machen könnte. Man muß in Athen zu Hause sein, um den Bericht recht zu verstehen.“ Hierauf folgt eine glänzende Schilderung des Auftretens des



Apostels in der Basilika am Markt zu Athen als dem Flecke der Erde gleichsam, wo hellenische Weisheit und semitischer Monotheismus mit einander ringen konnten. Darnach sucht Curtius aus den apostolischen Briefen die Berührungen mit der hellenischen Welt in Sprache, Sitte und Gedanken zc. nachzuweisen (und zwar aus dem Philipper-, Colosser- und 2. Timotheusbriefe wie aus den 1. g. großen und unbestrittenen Paulinen). Die Vermittelung hierfür findet Curtius in seiner Vaterstadt Tarsus, „nächst Alexandrien der angesehenste Sitz der Wissenschaft“, „ein uralter Brennpunkt orientalischer und occidentalischer Civilisation“. Curtius schließt mit den Worten: „Ich kann, an den Anfang anknüpfend, meine Ueberzeugung nur dahin aussprechen, daß, wer den geschichtlichen Werth des Berichts über Paulus in Athen in Abrede stellt, eins der wichtigsten Blätter aus der Geschichte der Menschheit reißt.“

(Sächf. Kirchen- und Schulblatt.)

**Altkatholiken.** Vor kurzem tagte der Congreß der Altkatholiken in Luzern. Bischof Herzog von Bern führte den Vorsitz und 300 Abgeordnete waren erschienen, unter ihnen auch Engländer, Armenier, Griechen und von den Russen der Beichtvater des Kaisers. Der letztere sollte die Altkatholiken bewegen, sich dem Zar zu untergeben. Auch „Evangelische“ fehlten nicht unter den Anwesenden, von Halle und Jena waren die unirten, liberalen Professoren Rippold und Beyschlag gekommen. Man protestirte gegen Rom, und verlangte, es solle sich nicht katholisch, sondern ultramontan nennen. Rom wird sich freilich nicht viel an diesen Protest kehren. Von den in Luzern besprochenen Thesen lautete die zweite: „Bindend für die Christen ist nur die Lehre von Christo.“ Welch verschiedene Antworten würde man aber wohl auf die Frage: Wie dünket euch um Christo? Welches ist die Lehre von ihm? erhalten! <sup>1)</sup> Der Großrath von Bern hat den Altkatholiken das Vorrecht der Landeskirche (neben Protestanten und Römischen) verliehen. L. F.

**Duell.** Im Reichstage entspann sich jüngst in Veranlassung des Attentats, welches der General Kirchhoff auf den Redacteur des Berliner Tageblatts, Harich, der eine verleumderische Notiz aufgenommen, verübt hatte, eine bemerkenswerthe Debatte, in welcher der Kriegsminister die Handlungsweise des Generals in einem milderem Lichte darzustellen suchte. Die Aeußerungen des Kriegsministers wurden vielfach so aufgefaßt, als ob er dem General das Recht der Selbsthülfe habe zuzubilligen wollen. Gegen diese Auffassung verwahrte sich später der Kriegsminister. Dabei wurde auch das Duell erörtert. Der Centrumsabgeordnete Dr. Lieber verwarf jedes Duell. Dr. Lieber sagte: „Das Gebot, das vom Berge Sinai verkündet wurde: Du sollst nicht tödten! gilt für jedermann, für hoch und niedrig!“ Als der freisinnige Abgeordnete Lenzmann den Conservativen, „die doch das Christenthum gepachtet zu haben glaubten“, den Beifall vorwarf, den sie den Aeußerungen des Kriegsministers gezollt hätten, und ihnen den Spruch vorhielt: Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr, — entgegnete ihm der conservative Abgeordnete v. Manteuffel mit einem falschen Citat aus der heiligen Schrift. Nach Herrn von Manteuffel sollte der Herr zu Petrus, als er dem Malchus das Ohr abhieb, gesagt haben: Stecke dein Schwert in die Scheide, denn du bedenkst, was menschlich ist,

1) Beyschlags Christologie z. B. ist ja bekannt und sein Unglaube hat in seinem neuesten Werke: „Neutestamentliche Theologie oder geschichtliche Darstellung der Lehre Jesu und des Urchristenthums nach den neutestamentlichen Quellen“ recht unverhüllt folgenden Ausdruck gefunden: „Nachdem in Adam alle gesündigt, ist mit dem Menschen Jesus ein neuer Anfang in der Geschichte gemacht worden, er ist der Mensch vom Himmel, der Ideal mensch. Das ist eine befriedigendere Christologie als die der späteren Kirche mit ihrer Weintraubenlehre.“ Und zu Röm. 1, 3. wagt er zu behaupten, der Apostel schliesse durch seine Aussage: „geboren von dem Samen Davids nach dem Fleisch“ „die synoptische Uebersetzung von einer vaterlosen Erzeugung und jungfräulichen Geburt Jesu aus“, vgl. „Theol. Literaturblatt“ vom 13. Oct. 1893.

und nicht, was göttlich ist. Jeder Bibelfundige weiß, daß der Herr dies Wort damals nicht zu Petrus sagte, sondern bei einer ganz andern Veranlassung (Matth. 16, 23.). Auf dieses falsche Citat gründete Herr v. M. dann seine Entschuldigung Kirchhoffs: „Menschlich geurtheilt, hat der General Kirchhoff so gehandelt, wie wir beide (Lenzmann und v. M.) wahrscheinlich auch gehandelt haben würden (!), göttlich geurtheilt, hat er dem menschlichen Richter vorgegriffen (!).“ Seltsamerweise wurde diese Anführung und Verwerthung der heiligen Schrift von keiner Seite berichtigt, auch nicht von dem conservativen Abgeordneten, dem unirten Pastor Schall. Dieser sagte über das Duell: „Wir wissen ganz genau, was wir vom christlichen Standpunkte aus vom Duell zu halten haben. Von unserm christlichen Standpunkte aus verwerfen und mißbilligen wir das Duell, weil es eine Verletzung ist des klaren, göttlichen Gebots: „Du sollst nicht tödten!“ — und weil es auch im Widerspruch mit dem christlichen Gebote steht: Rächet euch nicht selbst! Aber, meine Herren, wir müssen bedenken — — (Aber!! links.) — Ja, meine Herren, wir leben ja noch nicht in dem goldenen Zeitalter Ihres Zukunftsstaates. (Hört, hört! links.) Da wird man vielleicht vom Duell nicht mehr reden; denn da, glaube ich, wird an Stelle des Duells eine allgemeine Raubalgerei (!) treten. Wir leben leider in einer Zeit, die noch lange nicht vollkommen von dem Geist des Christenthums durchdrungen ist, und so lange ganz besonders unsere Gesetzgebung noch nicht durch und durch eine christliche ist, so lange sie demjenigen, der im Innersten seines Empfindens (!), in seiner Ehre durch schändliche Verleumdungen oder thätliche Angriffe auf seine Person verletzt ist, diejenige Genugthuung versagt, die er als Mann der Ehre verlangen muß (!), so lange ist es begreiflich, meine Herren, — (Hört, hört! links.) — ich sage ausdrücklich nicht vom christlichen Standpunkte entschuldbar, aber es ist begreiflich, wenn hier und da leider noch zur Selbsthülfe geschritten wird.“ Was ist das für ein „christlicher Standpunkt“, den Herr Schall hier vertritt? War es nicht beschämend für die „Evangelischen“, wenn demgegenüber der katholische Abgeordnete Lieber bemerkte: „Die Worte des Abgeordneten Schall veranlassen mich, Namens meiner Freunde zu erklären, daß wir das Duell ohne jedes Aber immer und überall, als gegen Gesetz und Religion verstoßend, verurtheilen.“ Der socialdemocratiche Abgeordnete Bebel triumphirte: „Das Christenthum kann ja wohl durch nichts mehr discreditirt werden, als durch die Rede des Abgeordneten Schall, der gar nicht einmal zu wissen scheint, daß das Duell verboten ist, und es vertheidigt. Das ist ein christlicher Geistlicher!“ In dieser Debatte sind mancher Herzen offenbar geworden. Man sieht, welche Anschauungen die führenden Geister in unserm Volke vertreten. Es sind die Einflüsse des Militarismus und die Nachwirkungen des studentischen Comment, die in manchen Reden sich deutlich spürbar machen.

(N. L. R. Z.)

**Schweiz.** Traurige kirchliche Zustände werden durch den Austritt eines Pfarrers aus der schweizerischen Landeskirche enthüllt. Eduard Lauterburg, bisher Pfarrer in Ferenbalm bei Murten, hat kürzlich sein Amt niedergelegt und eine Broschüre: „Warum ich aus Pfarramt und Kirche austrete“, veröffentlicht. Darin gibt er sich als einen ganz groben und offenbaren Verächter des Gebets und der Sacramente, ja als einen Verächter Jesu selbst zu erkennen. Dieser „hat für ihn nicht in allen Dingen das letzte Wort gesprochen“. Vernunft und Gewissen stehen über dem Evangelium. Er will eine Trennung von Staat und Kirche und hofft, daß alsdann die Kirche in Vereine sich auflöse. Dadurch würde eine reinere Gestaltung des Christenthums erzielt; es sei ermöglicht, „die irrthümlichen Vorstellungen, welche Jesus mit seiner Zeit theilte, auszuschneiden“. An die Stelle der Predigt treten verstandesmäßige Vorträge über religiöse und sittliche Probleme. Dem Bedürfniß der Er-



bauung hat das Theater zu dienen. „Auf diese Weise werden Verstand und Gemüth befriedigt, und mit der Zeit wird man Predigt, Gebet und Sacramente nicht mehr vermiffen.“ Unter solchen Umständen war es allerdings höchfte Zeit, daß der Mann fein Amt niederlegte. Was foll man aber zu der Ausfprache zweier feiner Freunde fagen, die er um Rath gefragt hatte und die ihm Folgendes als ihre Meinung mittheilten? Ein Pfarrer fchreibt ihm: „Es kann jemand das Gebet verwerfen und vom Sacrament denken wie Sie, und doch ein wahrer Chrift fein.“ Und ein Professor der Theologie erwidert ihm: „Am Bedenken gegen Gebet und Sacrament gibt man doch nicht ein Amt auf, welches darauf nicht gegründet ift.“ Noch toller macht es ein anderer Pfarrer, der ihm auf feine Schrift antwortet: „Ob Jeſus Gottes Sohn ift, ob es Wunder gibt oder einen Himmel, darauf kommt es nicht an — ich bleibe!“ Iſt das nicht ſchrecklich? Und doch wird dieſem Lächerer feine Gemeinde kaum fagen, was ſie ihm fagen follte: Darauf kommt es uns ganz allein an. Du mußt gehen!

L. F.

**Aus Frankreich.** Renan, der berühmte Verfaffer des „Lebens Jeſu“, welcher mit der rationaliſtiſchen Auffaffung von der Perſon Chriſti begonnen hat, iſt endlich beim griechiſchen Heidenthum als höchſter Religion angelangt. In ſeinem bedeutendſten Werke „Origines du Chriſtianisme“ ſchreibt er: „Die Zukunft wird nicht mehr an das Uebernatürliche glauben, denn das Uebernatürliche iſt nicht wahr, und alles, was nicht wahr iſt, iſt zum Tode verurtheilt. Nichts dauert, als die Wahrheit. Dieſe arme Wahrheit ſcheint ſehr verlaſſen, da ſie nur von einer unmerklichen Minderheit bedient wird. Aber ſeien wir unbeſorgt! Sie wird triumphiren. Alles, was ihr dienet, fügt ſie aneinander und bleibt als ſchwaches, aber ſicheres Kapital unverfehrt. Nichts geht verloren in ihrem kleinen Schatz. Alles, was falſch iſt, ſinkt dagegen zuſammen. Das Falſche begründet nichts, während das kleine Gebäude der Wahrheit von Stahl iſt und ſtetig empormächſt. Weder das Judenthum noch das Chriſtenthum werden daher ewig ſein. Wenn die Menſchheit zu abergläubischen Vorſtellungen zurückkehrt, ſo werden es nicht die ihrigen ſein. Das Judenthum und das Chriſtenthum werden verſchwinden. Das jüdiſche Werk wird damit ſein Ende erreicht haben. Das griechiſche Werk dagegen, das heißt, die Wiſſenſchaft, die rationelle, erfahrungsgemäße Civiliſation ohne Charlatanerie, ohne Offenbarung, die auf Vernunft und Freiheit begründet iſt, wird ohne Ende fortgeführt werden, und wenn unſer Erdball ſich ſeinen Pflichten entziehen ſollte, ſo werden ſich andere Himmelskörper finden, um das Programm alles Lebens bis zum Aeufferſten zu treiben: Licht, Vernunft, Wahrheit.“ Der letzte Satz veranlaßt ſogar ſeine Freunde, über die „höchſt unwiſſenſchaftliche Weiſe“ den Kopf zu ſchütteln, wonach er Mars- oder Venusbewohner als Fortſetzer des Werkes der Erdenjöhne hinſtellt.

(M. E. L. R.)

**Finnland.** Vom Standpunkt der Literatur und Erziehung aus betrachtet iſt Finnland das Gartenſtück des ruſſiſchen Kaiſerreiches. Die Zahl der Leute in dieſer Provinz, die nicht leſen können, iſt faſt gleich Null. Die Univerſität von Helsingfors ſteht den beſten in Deutſchland und Skandinavien nichts nach. Seit 1831 hat eine „Finniſch literariſche Geſellſchaft“ viel geleiſtet für Wiſſenſchaft und die nationale Literatur des Landes. Mit dieſem Jahre hat die Geſellſchaft angefangen, unter dem Titel „Monumenta Linguae Fennicae“ das beſte der alten finniſchen Literatur herauszugeben. Der erſte Band, herausgegeben von Prof. E. N. Setälä und Candidat K. B. Wiklund, enthält die liturgiſchen Werke von Michael Agricola, dem Reformator Finnlands, der ein Schüler Luthers zu Wittenberg war und als Biſchof von Obo im Jahre 1557 ſtarb. Für das Studium der Geſchichte Finnlands iſt dieſe eine Quelle erſten Ranges. Andere Bände ſollen folgen.

F. B.